Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1851)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655944

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Schon wieder floß ein Jahr dahin,
Es eilt die Zeit wie Wellen fliehn;
Doch treu wie er's von jeher war,
Kommt auch der Bot' im neuen Jahr,
Und beut euch Brüdern allzumal,
Die Ihr da wohnt in Berg und Thal,
Am Seesufer, am Gletscherfuß,
Mit biederm Herzen seinen Gruß.
Der Bote hat gar viel vernommen
Auf seinem jüngsten Pilgerzug,
Das er zu wahrem Nutz und Frommen
In schlichten Worten ohne Trug
Erzählen will den lieben Leuten
Um frohe Laune zu verbreiten.
Drum steckt' er manchen Schabernack
In seinen alten Botensack.
Doch hat er Ernstes auch erfahren
Auf seiner langen Wanderschaft,
Und da er alt und weiß von Haaren,
Dahin der Jugend muntre Kraft,
So findet Ihr wohl da und dort
Ein wohlgemeintes ernstes Wort.

Kehrt nun der Bote seine Blicke
Auf das verfloßne Jahr zurücke;
So standen schön die reichen Saaten,
Der Erde Frucht war gut gerathen.
Wir sah'n gefüllt des Bauers Scheune,
Die Keller voll von edelm Weine.
Der Landmann fand auf seinen Wegen
Der Arbeit Lohn, des Himmels Segen.
Doch statt dem Geber froh zu danken,
Für alles Gute das er gab,
Gerieth das Volk in Streit und Zanken,

War Hader nur Land auf und ab.
Des Nächsten Schwächen zu ertragen,
Mahnt stets des Boten mildes Wort;
Doch hört' er Schelten nur und Klagen,
Sah' blut'ge Köpfe da dort.
Des Boten lieber Kanton Bern,
Den er durchhinkt so stolz und gern,
Das Land — kein schön'res ist zu sehn,
Trennt' offen sich in zwei Armeen;
Entsetzlich war das wilde Dräuen
Der zornentbrannten Bär'n und Leuen.

Doch Gottes weise Vaterhand
Hat größ'res Uebel abgewandt.
Laßt uns der frohen Hoffnung leben.
Der Himmel der uns oft beschützt,
Wird Ruh' und Frieden wiedergeben
Dem aufgeregten Vaterland.
Laßt uns den finstern Haß beschwören,
Reicht wieder euch die Bruderhand,
Laßt uns das Schöne, Gute ehren,
Vermeiden eiteln Prunk und Tand,
Entfernen fremder Länder Sitten,
Stets freudig unsre Ohren leih'n
Des heimgesuchten Bruders Bitten,
Der schwer gedrückt von Noth und Pein
Um Hülf uns flehet und Erbarmen.
Ihm helfet, helfet jedem Armen.
Euch wird's dereinst der Vater lohnen,
Dort oben wo die Guten wohnen.

Noch möget aus des Boten Munde
Ein Wort ihr hör'n vom neuen Bunde,
Der in des Lebens junger Kraft
Für Schönes wirkt und Gutes schafft.
Zog früher ich Land aus und ein,
Ward mir in Städtchen noch so klein
Ein Schlagbaum vor's Gesicht geschoben,
Der Zoll, den man im Land erhoben,
Verlegt ist er nun an den Rhein,
Nach Basel, Genf, in's Engadein.
Frei fahren wir von Ost nach West;
Drum Freunde, steht die Wahrheit fest:
Da jetzt der inn're Zoll gehoben,
So ist der neue Bund zu loben.

Und unsre tausend Geldessorten,
Die uns geärgert aller Orten,
Bald sind auf immer sie verschwunden.
Die neue Münze ist gefunden,
Sie trägt das schöne weiße Kreuz,
Das alte Zeichen unsrer Schweiz.
Statt Bluzger, Schilling, Angster, Stüber
Habt Ihr die silbernen Fünfliwer.
Die werden ganz vortrefflich passen,
In leere Staats- und andre Kassen.

Auch soll ein braves Militär
Beschützen unsres Landes Ehr.
Die Schweizer stehen nun vereint
Und kräftig gegen jeden Feind.
Doch sei der Streiter scharfes Schwert
Nach Außen nur fortan gekehrt.
Nie mögen unsre wackern Schützen
Der Schweizersöhne Blut verspritzen,
Des Bruderkampfes rohe Spur
Nie mehr beflecken unsre Flur.

Gesetz und Ordnung hoch in Ehren!
Nicht Leuen mehr und nicht mehr Bären!
In des Allmächt'gen starke Hand
Empfehlen wir das Vaterland.

(Im Juni 1850.)

Einiges über Witterungskunde.

Wohl Manchem ist schon sonderbar vorgekommen, wie der Kalender so auf jeden Tag hin das Wetter zum Voraus anzeigen wolle. Während die Einen behaupten, ja, der Kalender wisse es doch gut, so haben Andere auf die vielen Male hingewiesen, wo derselbe schlecht prophezeite, und behauptet, der Kalendermacher setze das Wetter da nur so in den Tag hinein in den Kalender, wie es ihm eben einfalle. Die Wahrheit ist, daß weder das Eine noch das Andere stattfindet.

Daß der Kalender, der fast in der ganzen Schweiz, dießseits und jenseits der Alpen, dießseits und jenseits des Jura, gelesen wird, für diese ganze Gegend das Wetter nicht voraus sagen kann, wird dem geneigten Leser schon darum begreiflich sein, weil in diesen Gegenden öfters das allerverschiedenste Wetter vorkömmt. Der Bote ist im Wallis schon vom allergrößten Donnerwetter heimgesucht worden, während man in Bern gar nichts davon verspürte; dagegen aber haben sie im Waadtland und Wallis oft recht schönes Wetter, und wir in Bern haben das allerlangweiligste Regenwetter, von dem man vielleicht schon in Basel wenig mehr merkt. Dieses letztere findet namentlich dann statt, wenn einmal der Westwind während längerer Zeit so recht viel Regenwolken in unsere Berge hineingejagt hat, die dann die Byse so lange nicht mehr zu vertreiben vermag, bis jene Wolken den größern Theil ihres Wassers die Aare und den Rhein hinuntergeschickt haben. Je höher dann der Ort liegt, um so mehr und um so langwierigern Regen bekömmt derselbe; gewöhnlich aber auch in um so kleinern Tropfen, und wenn sich große Tropfen bilden durch plötzliche Erkältung der Luft, so werden sie bald zum Hagel. Daher würde auch der Bote einem erfahrnen Bauern, der recht auf die Berge Achtung giebt, und an diesen Zeichen das Wetter auf 3 bis 4 Tage hin voraussagt, mehr trauen, als dem besten Kalendermacher, Zeus, und wie die geschriebenen Wetterpropheten noch alle heißen mögen. Auch die Spinnen und Blutigel und andere solche Thiere wissen es gewöhnlich schneller als wir, und täuschen sich selten.

Woher kömmt es nun, daß diese Thiere das Wetter so bald voraus wissen? Da steckt keine Hexerei dahinter; sie haben eben die feinern Instrumente, als unsere Naturgelehrten alle. Der Spinnenfaden, zum Beispiel, fängt das feinste Tröpfchen Wasser auf, das in der Luft umherschwimmt; er schwillt davon auf und thut daher der Spinne weh. Ist's ein Wunder, daß die Spinne nicht mehr fortspinnt, wenn ihr das Spinnen weh thut? Wenn sie also nicht mehr spinnen mag, so ist es ein Zeichen, daß viel Wasser in der Luft ist, und wenn viel Wasser in der Luft ist, so ist zu erwarten, daß wir bald einen langen oder starken Regen haben werden.

Woher aber kömmt es, daß das Wasser sich so in der Luft anhäufen kann? Es wird daher gebracht durch die Winde. Wenn wir also ein wenig besser wüßten, wie es sich mit den Winden verhält, so könnten wir gar viel leichter und mit mehr Wahrscheinlichkeit voraussehen, wie es sich mit dem Wetter stellen würde.

Können wir aber etwa erfahren, wie es mit den Winden zugeht? Hat sich nicht der Herr vorbehalten, dieselben zu regieren, wie er will? Gemach, wir wollen sehen, ob nicht auch hier der liebe Gott, wenn er

uns auch nicht gleich Alles mittheilen will, doch Einiges heute, Anderes morgen lernen läßt, wie er es eben macht. Ist nicht auch der Blitz ein mächtiges Werkzeug in der Hand Gottes? Und doch hat er es uns gestattet, ihn an einem Stücke Eisen- oder Kupferdraht ganz unschädlich in die Erde zu leiten.

Wenn ihr ein stark geheiztes Zimmer an einem kalten Tage plötzlich öffnet, so werdet ihr zwei Luftzüge merken, unten einen kalten, von Außen herein, oben einen warmen, von Innen hinaus. Unten kömmt die kalte Luft herein, die darum auch dicker und schwerer ist, also dem Boden näher bleiben muß, oben geht die warme, ausgedehnte, daher auch dünnere und leichtere Luft hinaus. Gerade so geht es nun auf der Erde selbst zu. Wenn durch die Sonne ein Strich Land sehr stark erwärmt wird, so wird dadurch die Luft ausgedehnt, sie wird leichter und steigt in die Höhe, es kömmt dann von unten her die kältere Luft aus der Umgegend und nimmt den Raum ein, den die warme Luft verlassen hat. Das findet z. B. alle Jahre regelmäßig statt, wenn die Sonne wieder höher am Himmel steigt; dann wärmt sie z. B. Nordafrika, und es strömt dahin die kältere Luft aus unserer Gegend her, und die wärmere Luft strömt dann oben, öfters über unsere hohen Berge hinweg, zu uns.

Nun wird den meisten unserer geneigten Leser wohl auch schon in der Schule gesagt worden sein, unsere Erde sei eine Kugel, und drehe sich alle Tage um sich selbst, genau wie um eine Linie herum die vom Nordpole nach dem Südpole zugeht. Da dreht sich nun also Alles, was auf der Erde ist, in der Richtung von Abend nach Morgen mit derselben um diese Linie, die man auch die Axe der Erde heißt, weil sie gerade so angesehen werden kann, wie die Axe an einem Wagenrade, die auch ruhig bleibt, während sich das Rad dreht. Würde nun Etwas auf der Erde durch Etwas am großen Himmel festgehalten, so daß es sich nicht mit der übrigen Erde drehen könnte, so würde es uns, die wir dieß sähen, vorkommen, als flöge dasselbe mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit von Morgen nach Abend zu, oder auch von Ost nach West, wie die Gelehrten sagen. Die Luft dreht sich nun zwar auch, wie das Wasser, mit der übrigen Erde; da aber diese beiden Körper nicht so genau mit der übrigen Erde zusammenhängen wie das was fest ist, so sind sie zuweilen etwas rebellisch, gehorchen auch noch andern Einflüssen, drehen sich öfters nicht so schnell als der übrige Theil der Erde in ihrer Nachbarschaft, bleiben also gegen denselben zurück und scheinen eine entgegengesetzte Bewegung zu haben, oder sie drehen sich schneller. Das ruft im Meere die Seeströmungen, in der Luft die Winde hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Zahlentafel.

Ein Gott in der Welt nur ist,
Glaub an ihn und sei ein Christ.

Zwei Weg' hat der Mensch vor sich,
Herr, den rechten lehre mich.

Drei ist eins, was göttlich heißt,
Vater, Sohn und heil'ger Geist.

Vierfach ist das Ackerland,
Mensch, wie ist dein Herzensstand?

Fünf sind Theile in der Welt;
Mächtig ist, der sie erhält.

Sechse sind der Arbeitstage;
Schaff dein Werk treu, ohne Klage.

Sieben Mal des Tags verzeih',
Daß auch Gott dir gnädig sei.

Acht Tag giengen um geschwind
Da man bracht' das Jesus Kind
In den Tempel. Merk es dir,
Stell vor Gott dich für und für.

Neun Mal Zehn des Lebens Ziel,
Ach! wie ist's ein kurzes Spiel.

Zehn Gebot' schärft Gott uns ein;
Gieb, daß wir gehorsam sei'n.

Eilf Apostel blieben treu;
Gieb, daß hier kein Abfall sei.

Zwölf das ist das Ziel der Zeit.
Mensch, bedenk die Ewigkeit.

Aus einer alten Emmenthaler-Chronik.

Im Jahr 1349 sind Hagelsteine gefallen, darunter man gefunden hat die 7 Pfund gewogen haben, insonderheit bei Trachselwald, im Emmenthal.

Im Jahr 1434 war ein Sterben zu Sumiswald, daß alles ausgestorben, und nicht mehr Menschen übergeblieben sind, denn ohngefähr ein Tisch voll, und sollen die Uebergebliebenen im unteren Wirthshaus an einem runden, scheibenförmigen Tisch geessen und getrunken haben. Zu dessen Angedenken noch auf den heutigen Tag in der Gaststube ein solcher Scheibentisch gebraucht wird, der im Durchschnitt 4 Schuh 10 Zoll hält und an welchem auf's höchste 10 Personen sitzen können.

Im gleichen Jahr ist zu Rüderswyl alles ausgestorben, bis an einen Knecht und an ein Mägdlein. Derselbe Knecht wollte mit seinem Bauer ein Fuder Garben einführen; da ward der Bauer krank, und der Knecht mußte die Pferde abnehmen und den Bauer heimführen; da dann der Bauer bald gestorben, das Fuder Garben aber auf dem Acker oder auf der Matten gefaulet.

Im Jahr 1510 hat man zu Sumiswald die Kirche angefangen zu bauen und hat man einem Meister des Maurerhandwerks zum Lohn geben 6 Häller, einem Knecht aber 4 Häller. Und hatte die ganze Gemeind oder Kirchhöri daselbst nur einen beschlagenen Wagen mit welchem man die Steine ab dem Nydegg-Knubel herabgeführt. Damals habe ein Mütt Roggen gegolten 4 Plappart (oder 5 Bz. 1 Schillig), ein Mütt Korn 8 Schillig (2 Bz. 2 Sch.), eine Maaß Wein 5 Häller und ein Mäaß Birenschnitz 10 Stüber.

Quitt.

Freund, leihe doch vier Thaler mir,
Sprach Fips, gewähr' mein Flehen.
„Gern, lieber Bruder, hülf' ich dir,
Doch kann es nicht geschehen;
Denn ach! so sprach nun ohne Scheu
Der Freund, ich habe selbst nur zwei."
„Auch gut, die zwei willst du mir leih'n,
Und zwei bleibst du mir schuldig;
Könnt' ich denn wohl gefälliger sein,
Meint Fips, ich bin geduldig.
So theilen wir einander mit,
Und beide sind der Schulden quitt."

Die 8 W.

Wenn ein Land hat 7 W, so preist man's weit und breit; aber wenn ihm das achte fehlt, so ist's doch leid. Wasser, Wiese, Weide, Wolle, Waizen, Wald und Wein, das sind 7 W, gar trefflich und gar fein; aber das Wort Gottes ist auch ein W und

nicht das kleinste. Denn was sind die 7 W? sie sind sieben Weh', wo das achte nicht dabei steht; denn dieß ist das Düpflein auf dem J, macht erst den wahren Klang und Sang, und giebt dem Herzen Fröhlichkeit, die andern sieben ohne Leid mit Freud' und gutem Muth zu genießen.

Gesundheits-Regeln.

Früh in's Bett, und früh wieder draus;
Hungrig zum Tisch, und dann hinaus,
Frisch an's Werk und nimmer geruht,
Bis die Arbeit ist fertig und gut;
Lustig gesprungen,
Und fröhlich gesungen,
Und dann gerastet mit heiterem Muth,
Giebt Frieden dem Herzen und Frische dem Blut.

Aus dem Hochzeitbüchlein.

(Fortsetzung.)

IV. Kapitel.

Wie sich Eheleute in der Ehe fromm und christlich betragen sollen.

Es war ehedem üblich, daß die jungen Brautleute vor der Kopulation vom Pfarrer examinirt wurden, ob sie auch so viel christliche Erkanntnuß haben, als christliche Eheleute haben sollen: ob sie den Glauben, die zehn Gebote und das Unser Vater können. Darnach wurden sie über den Ehestand expreß unterwiesen, und es findet sich noch in manchen Häusern ein kleiner Catechismus, oder kurzer christlicher Unterricht aus Gottes Wort 1) für die, so ihre Kinder taufen lassen; 2) für die, so zum Nachtmahl des Herrn gehen wollen; 3) für die, welche in den Stand der heiligen Ehe treten wollen u. s. w., welchen die Obrigkeit schon vor mehr als zweihundert Jahren hat im Druck ausgehen lassen *). Darnach wurden die jungen Eheleute unterrichtet. Jetzt sind die Leute schon so gescheid, oder meinen es einmal, daß ein Pfarrer schwerlich die jungen Leute zur Unterweisung im Ehestand auffordern dürfte. Nöthig wäre es aber doch! Ehemals mußte man fragen, ob sie einen Catechismus, ein Psalmenbuch und eine Bibel oder ein Testament haben. Jetzt Gewehr, Patrontasche und Feuereimer! Aber ihr müßt einem alten Schulmeister schon verzeihn, wenn er das Lehren und Vermahnen nicht unterwegen lassen kann.

Daß es leider in mancher Ehe nicht in Gottes Namen zugeht, davon wäre viel zu sagen, wenn's die Leute nicht selber wüßten. Hier führt das Weib so strenges Regiment und Meisterschaft, daß der Mann kaum schnaufen darf, und immer nach ihrer Pfeife tanzen muß. Aber der Apostel schreibt Ephes. V: „Ihr Weiber seid unterthan euern Männern, denn der Mann ist des Weibes Haupt!" — Dort ist der Mann des Weibes Plagteufel, und hält sie schlechter als eine geringe Magd; obschon der Apostel am gleichen Ort sagt: „Ihr Männer liebet eure Weiber, gleich wie Christus die Gemeine geliebet hat. Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst. Denn niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset." — Wo keine rechte Liebe ist, da ist auch keine Eintracht, und jedes geht seinen eigenen Weg.

*) Ob eine Umarbeitung dieses kleinen, freilich nicht mehr ganz passenden Werkleins, ein Catechismus für den Hausstand, eine christliche Hauspostille, nach den Bedürfnissen der Zeit, populär und ernst, nicht wohlthätig wäre?

Ulli geht fort als hätte er Geschäfte, läuft aber anderem Weibsvolk nach. So will seine Frau des Schadens einkommen, läßt Bratis, Pasteten, Zuckerzeug, rothen Wein aus dem Wirthshaus holen; und so arbeiten beide am Verderben des Hauses. — Hans weiß, daß sein Weib ihm untreu ist. Er ist zu gut zum Streiten und Zanken; er schämt sich zu klagen; er geht in's Wirthshaus um seinen Verdruß zu vergessen; er gewöhnt sich an's Trinken, lernt spielen; und während die Frau bei Zeiten auf die Seiten schafft, wird er ein Lump, und geht zu Grund. Und da wo alle Tage Streit, Zank, Lermen im Hause ist, Mann und Weib einander prügeln und in die Hölle verfluchen — B'hüte Gott in Gnaden vor solchem unchristlichem Ehestande. Was dabei das Betrübteste ist, das ist, daß nicht nur auf dem Wege Mann und Weib an Leib und Seele zu Grunde gehen, und sich gegenseitig in Zeit und Ewigkeit unglücklich machen, obschon das schon sehr viel, und eine erschreckliche Sünde ist; aber noch viel erschrecklicher ist das, daß solche gottlose Aeltern auch ihre armen Kinder gottlos machen, und mit sich in's Verderben reißen. — Wo das Kind täglich Streit unter den Aeltern sieht, wo es hört wie sie sich untereinander schelten und sich gegenseitig ihre Fehler und Laster vorhalten, wie soll das Kind Ehrerbietung und Achtung vor den Aeltern haben? Und wenn es keine Achtung hat, wie wird es Gehorsam lernen? Und wo kein Gehorsam ist, wo soll die Tugend herkommen? Sieht das Kind böse Exempel, hört es schlechte Worte, Flüche und Schwüre, wird es nicht eben so thun?

„Wie die Alten sungen,
„Lernen es die Jungen" —

das ist ein altes aber wahres Sprüchwort. So oft ich einen Schulbuben wegen Fluchen in Verhör nahm, so oft fand ich, daß er's vom Vater gelernt hatte. — Ich hörte einmal, daß ein kleines Meiteli einem andern einen abscheulichen Namen anhängte, den ich zu schreiben mich schämte. Ich verwies das dem Kinde; aber es antwortete: „Der Aetti seit dem Müeti mengisch o so, u schwert no derzue!"

Ja, was soll man sagen, wenn Aeltern ihre Kinder selber schelten, lügen und stehlen lehren? — Höret noch einmal ein Wort von Luther: „Die Hölle ist nicht leichtlicher verdient, als an seinen eigenen Kindern. Aeltern mögen auch kein schädlicher Werk thun, als daß sie ihre Kinder versaumen; lassen sie fluchen, schwören, schandbare Wort und Liedlein lernen, und nach ihrem Willen leben. Etliche reizen sie selber dazu mit übrigem Schmuck und Förderung zu der Welt; daß sie nur der Welt wohlgefallen, hoch steigen und reich werden; und allezeit mehr sorgen wie sie den Leib als die Seele genugsam versehen." Ja wohl! große Sünde, wahrer Seelenmord, wenn die Mutter selber der Tochter den Hoffahrtsteufel in die Seele jagt, damit sie an den Musterungen, Schießeten, auf Tanzböden, in Wirthshäusern die Buben an sich locke! O der Sünd, wenn selber der Sonntag und die Kirche zur Hoffahrt mißbraucht werden, und das Meitli erzwängen will in der Predigt zu vorderst zu sitzen, und die Mutter mit dem Pfarrer zürnt, wenn er das hoffährtige Töchterlein nicht zuerst aufschreibt, damit es in der Kinderlehr zu vorderst sitze: oder der Vater den Schulmeister zu Haß ergreift, darum, daß er den Buben am Examen nicht zu oberst setzt. Ich könnte ein langes Lied davon singen, wie Aeltern ihre Kinder nicht

nur versäumen, sondern selber der Sünd zuführen. Aber es würde nicht schön lauten.

Wo aber in einer Ehe es so zugeht, daß zwischen Mann und Weib keine Liebe und kein Friede ist, wo Zanken und Fluchen an der Tagesordnung ist, und ebenso die Kinder verwahrloset werden, da geht es nicht in Gottes Namen zu; da fliehen die heiligen Engel; da flieht der liebe Gott selber und nimmt seinen Segen mit sich; da ziehen ganz andere Geister ein; da regiert ein Anderer! Gott behüt uns davor!

(Fortsetzung folgt.)

I ha's wäger vergesse!

Es ist schlimm, wenn einer alles, beinahe unter den Händen weg vergißt. Das hat der Ludi erfahren. Er hatte einen reichen Götti, der ihm gern ein schönes Neujahrgeschenk machen wollte. Aber Ludi kam nicht. Und als der Götti ihn nachher fragte: „Warum bist du nicht gekommen, mir das gute Jahr zu wünschen?“, da sagte Ludi: I ha's wäger vergesse! Und der Götti ward böse und Ludi kriegte nichts mehr von ihm. Er gieng zu Markte um eine Kuh zu kaufen; saß in's Wirthshaus, aß und trank und — gieng fort ohne zu bezahlen. Da läuft ihm der Stallknecht nach, packt ihn mitten unter Leuten an: „I ha's wäger vergesse!“ sagte er; und die es glaubten, lachten ihn aus; die Andern meinten, er habe es mit Fleiß gethan, und sei ein Schurke. — Mit seiner Kuh geht er heim. Halbwegs kehrt er ein. Die Bezahlung hat er nun zwar nicht vergessen, aber — die Kuh ließ er richtig am Zaun angebunden stehn. „I ha's vergesse,“ sagte er daheim.

Am schlimmsten giengs ihm mit dem Heirathen. Er hatte ein Meitli, mit dem er versprochen war. Einmal hatten sie abgeredet, am Sonntag miteinander einen großen Kehr zu machen. Das Meitli wartet; wartet lang, aber kein Ludi kommt. Und als es ihm endlich Botschaft schickt, so kommt er, mit der Entschuldigung: i ha's wäger vergesse. Auf dem Heimweg kommt ein starkes Gewitter. Sie fliehn in ein kleines Schafscheuerlein, und das Meitli jammert um seine schönen Sonntagskleider. Ludi bietet sich an heim zu gehn, und mit dem Parisol und einem Wägeli sie abzuholen. Das Meitli wartet. Aber vergebens. Als die Nacht einbricht, muß es durch Regen und Koth heim, denn Ludi hatte es richtig wieder vergessen. Aber nun ward's aus. Das Mädchen wollte nichts mehr von ihm. — Freilich fand er eine Andere. Aber nun schrieb er in seinen Sackkalender: „nicht zu vergessen, ich will am 25. Hochzeit halten!“ Aber er vergaß im Sackkalender nachzuschauen, gieng richtig am Morgen früh drei Stunden weit zu Markt, und ließ die Braut abermal vergeblich daheim warten. — So war's immer. Der Sigerist meinte einmal: „i förchte numme, Ludi vergeß z'letst no z'sterbe.“

Denk' nach.

Schätze nicht das Eilende über das Weilende!
Setze nicht das Nichtige über das Wichtige!
Was du hast wär' überschwänglich, wär' es nicht vergänglich;
Deine Rast wär' ein Behagen, erwachtest du nicht zu Noth und Klagen;
Dein Palast wär' ein festes Thor, stühnde nicht pochend der Tod davor.
Halte dich nicht geborgen, denk' heute schon an morgen.

Hohes Alter.

In Schottland begegnete ein Reisender einem alten Manne mit grauem Haar und Bart, der bitterlich weinte. Warum weinst du? fragte ihn der Reisende. Der Vater hat mich geschlagen, weil ich den Großvater, der aufstehen wollte, fallen ließ, war die Antwort. Da das der Reisende hörte, wollte er selber sehen, ob es auch wahr sei, und trat in die Hütte. Und es war richtig so. Der Sohn war 62 Jahre alt, der Vater 96 und der Großvater 130.

Saus und Braus Hilft Manchem vom Haus.

Als der Pfister Jöggel Gerichtsäß wurde, da gabs Jubel und Freude, das ganze Haus voll. Die Frau mußte einen neuen Kittel haben und silberne Göllerketteli, die vier Meitscheni bekamen seidene Fürtücher und dazu noch großen Hochmuth; der Jöggel aber mußte einen Scharebank haben, denn im Bernerwägeli mochte er nun nicht mehr nach Langenthal fahren. Da die Verwandten das sahen, kamen sie fleißig und scharwenzelten hinten und vorn dem neuen Herrn Gerichtsäß. Der ließ auftragen, was der Tisch tragen mochte. Da die Kindbetti-Mannli merkten, was vorgieng, so kamen sie fleißig, und baten die Frau Grichtsäßin zu Gevatter; und die gab Kindbetti-Mähler und Pathengeschenke, daß es sich der Mühe werth war. Da die faulen Bettler das hörten, so kamen sie, und bettelten die Jungfern Gerichtsäßinnen um Gottes willen an; und die wollten nun mehr sein, als gemeine Baurenmeitscheni und gaben mit vollen Händen. Und der Meister Pfister achtete seines Handwerks wenig mehr, und überließ Alles dem Gesell, und der war ein Schurke, und füllte seine Säcke. Die Frau Meisterin hatte nicht mehr Lust beim Spinnrad zu sitzen, und überließ dieß der Magd, und die spann den Kuder für die Meisterfrau und den Flachs für sich. Und die vier Töchter wollten das Brod nicht mehr vertragen, und da mußte ein Laufbub angestellt werden, und der vertrugs, aber wohin? das wußte wohl er am beßten. Und Jahr und Tag vergieng und Alles lebte in Saus und Braus, wie's vornehmen Leuten geziemt; aber ach! bald war Vornehmthun und Jubel aus; der Gläubiger kam, und bettelte nicht, er nahm, was ihm beliebte, und sein war Hof und Haus.

Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

(Fortsetzung.)

Der Kuckuck, hier Gugger genannt, ist ein kurioser Vogel, und ihm ist's gegangen, wie allen kuriosen Leuten: man hat noch viel kuriosere Sachen über ihn gelogen. Oberleib grau, Unterleib weiß mit graubraunen Flecken; Schnabel fast wie eine Taube; Füße kurz, klein, schwach: so seine Gestalt; seine Stimme kennt Jedermann. Kurios ist, daß er kein Nest baut, und seine Eier in die Nester der Hausrötheli, Hagspatzen, Bachstelzen u. dgl. legt, aber immer nur solchen Vögeln zum Brüten anvertraut, die ihre Jungen mit Insekten und Würmlein füttern. Er selber nährt sich auch nur von solchen, Fliegen, Mücken, Graswürm, Baumwäntelen ꝛc. Nicht wahr ist: daß er Eier oder gar junge Vögel frißt; — daß es Glück und Geld bringt, wenn man Geld im Sack hat, wenn man ihn zum ersten Mal

hört; — daß er wahrsagen könne, wie lang man noch leben werde; das alles hat man über ihn erdichtet. Aber noch ärger: der Gugger soll im Herbst sich in einen Sperber verwandeln! Das ist vollends nicht wahr. Er zieht früh fort, und kommt im Frühling als Gugger wieder. Schädlich ist er gar nicht, wohl aber nützlich, und wir singen mit Recht:

Willkommen, Gugger! Bist au da?
Du chüntisch ûs der Frühlig a;
U Gras u Blust, u schöni Zyt,
Wenn uf de Berge Schnee no lyt.

Der rothe Gugger ist viel kleiner und viel seltener.

Wir kommen nun zu einer Reihe von Vögeln, die bei dem Volke nicht gut angeschrieben sind, und allgemein als Schelmen gelten. Es sind die Verwandten des großen Raaben. Ihr kennt ja das Sprüchwort: „er stiehlt wie ein Raabe!“ — Voran schreitet gravitätisch der große Raabe, hielands Rapp genannt, von seinem eigenen Rufe hergenommen. Er ist ein großer, ernsthafter, ganz schwarzer Vogel, mit starkem Schnabel. Er frißt alles was er von lebenden oder todten Thieren findet und erwischt; Aas, angeschossene Hasen, nackte Vögel in den Nestern, Schnecken ꝛc. Wäre er häufiger und suchte er nicht die Einsamkeit, so könnte er bei seiner Stärke schädlich werden; er ist aber nirgend häufig.

Die Krähe gleicht ihm völlig, nur ist sie kleiner, häufiger und mehr um die menschlichen Wohnungen herum. Hier werden sie freilich schädlich, stehlen Eier und junge Hühnchen, wo sie sie erwischen können, nehmen den Hühnern im Winter das Futter weg u. dgl. Man thut wohl, sie von den Wohnungen zu verscheuchen. Im Felde aber sind sie nützlich, denn sie fressen Mäuse, Schnecken, Frösche, Kröten, Heustüffel, Käfer, Regenwürmer, Inger, und sind auf den gepflügten Aeckern, eben um solcher Thiere willen, und nicht wegen dem Saatkorn. Eine Verfolgung derselben wäre des Landmanns eigener Schade.

Seltener ist die Nebelkrähe, hellaschgrau, mit schwarzem Kopf, Kehle, Flügeln und Schwanz. Sie erscheint nur im Winter, immer einzeln, nie in Gesellschaft.

Die Saatkrähe ist auch nicht ganz gemein; wenn sie aber kommt, so kommt sie in großer Schaar. Sie ist ganz schwarz, doch schmäler als unsere Krähe. Um den Schnabel haben die erwachsenen einen nackten Ring, weil sie mit ihrem Bohren in den Boden die Federn an der Wurzel des Schnabels abgestoßen haben. Sie ziehn meistens nur durch, im Spätherbst oder Frühling, und bleiben selten im Lande; thun uns also keinen Schaden.

Die Dohle, Dule, kennt wohl Jedermann, mit ihrem grauen Kopf, und ihrem geschwätzigen Schnabel. Sie wohnen gerne an Kirchen, Thürmen, Felsen und gehn im Winter weg. Sie leben meist in großer Gesellschaft, und lassen in der Jugend sich leicht zähmen; sind aber nicht zu rathen, da sie allerhand Kleinigkeiten, Geld, und glänzende Sachen nehmen und in ihre heimlichen Winkel verstecken. An reifen Kirschen u. dgl. thun sie wohl einigen Schaden, nützen aber viel mehr durch die Vertilgung von Heustüffeln, Graswürmern, Regenwürmern, Schnecken ꝛc.

Die Agerste, Aegerste, Agrist; eigentlich Elster, ist in ihrem schwarz und weißen Kleide, mit dem langen, grün und goldglänzenden Schwanze ein recht schöner Vogel, der immer bei uns bleibt, und aus Aesten,

Dornen und Geräsp ein künstliches Nest, mit einem Deckel, baut. In der Nähe der Häuser ist sie nicht zu dulden, weil sie, wo möglich die Eier aus den Nestern und alles stiehlt, was sie erwischen kann. Im Freien aber frißt sie eben auch Mäuse, Frösche, Schnecken, wie ihre Verwandten. Will sie in einem Baume nisten, wo man sie nicht haben will, so binde man ein dickes Strohseil unten um den Stamm, und ein neues tanniges Scheit dahinter. Das macht sie mißtrauisch, und sie ziehn weg. — Der Aberglaube sagt: 1) sie sind Hexen; 2) wenn sie bei einem Hause viel tschäderen, so bedeutet das den Leuten Zank und Streit; 3) wenn einem von Agersten ertraumt, so bedeutet das Unglück; 4) wenn dir in den Hundstagen (wo sie um der Hitze willen meist im Walde leben) eine Agerste begegnet, so ruf ihr laut zu: „Agerste Hex — wed' neuis wit, so sägs, süst blas dem T....l id's ꝛc. Eh! ihr eifalte, abergläubige Erznarren!

Im Oberland lebt noch ein Vogel dieser Familie, die Däki, Täbi, ein hübscher Vogel, der im untern Land unbekannt ist. Sie ist schwarz, hat aber einen gelben Schnabel, fast wie die männliche Amsel, und rothe Beine. Sie leben in einer Schaar, nisten in den Felsen, und kommen von da in die Dörfer, und lassen sich die Kirschen wohl schmecken, und die frisch gesäete Haußet. Sonst fressen sie allerlei Insekten und Beeren. In den Gegenden untenher Thun findet man sie nicht.

Der Hehrenvogel, Hehren, gut deutsch Häher, hat seinen Namen von seinem Geschrei. Ein schöner Vogel, listig und lebhaft; die Kopffedern kann er in die Höhe richten; auf den Flügeln hat er einen schönen Spiegel von dunkel- und hellblauen Federn. Er macht zur Kurzweil das Geschrei von andern Thieren nach. Ich hörte ihn einmal schreien wie ein Färli, einen andern wie den Nachtkauz. Seine Nahrung sind Eicheln, Buchnüsse, Beeren, Obst, Regenwürmer u. dgl. Er wird leicht zahm.

Der Nußhäher ist auch nur in den obern Gegenden bekannt. Er ist über und über grau, mit vielen kleinen weißen Flecklein. Er lebt im Herbst meist von Haselnüssen und Baumnüssen, die er, gerade wie ein Specht, in eine Baumspalte klemmt und aufklopft. — Das sind nun unsere Vögel aus dem Raabengeschlecht. Sie haben alle die böse Gewohnheit, daß sie glänzende Sachen, Geld, Fingerhüte, Kaffelöffel, kurz was sie erwischen können, packen und wegschleppen, wenn sie es auch nicht brauchen können.

„Schau doch! da hat ein böser Bube einen Mistkäfer an einen Dorn angespießt. Ach, wie das arme Thier zapelt!" Nein, das hat kein Bube gethan, sondern der Vogel, der dort auf dem Baum sitzt und „rätsch! rätsch!" ruft. Das ist die kleine Dornägerste. Wir haben drei Arten.

Die blaue Dornägerste ist die größte. Sie ist aschgrau über den Rücken; weiß, etwas gefleckt am Bauche, auf den schwarzen Flügeln ein weißer Fleck. Sie fängt meist allerlei Insekten, packt aber gelegentlich auch einen kleinern Vogel. Sie macht den Gesang anderer Vögel nach, die in ihrer Nachbarschaft wohnen. Ist mehr nützlich als schädlich.

Die rothköpfige Dornägerste ist kleiner und viel seltener. Hinterkopf und Nacken rothbraun, Rücken schwarzbraun; an beiden Seiten des Rückens ein weißer Fleck. Lebt nur von Insekten.

Die kleine, gemeine Dornägerste. Das Männchen hat einen grauen Kopf, Rücken und Achseln röthbraun, Brust und Bauch weiß, rosenfarb überlaufen. Das Weibchen und die Jungen Lerchengrau, schwach weiß und schwarz gewässert. Das sind die, welche Käfer an Dorne anspießen und für eine künftige Mahlzeit aufsparen. Sie sind nur nützlich. Seit man aber die Lebhäge austhut, und an Rainen und Börtern die Dornstauden ausreutet, hat dieser Vogel sich sehr vermindert, weil er keine Plätze mehr findet, um sein Nest zu bauen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bund.

Mehrere Knaben spielen miteinander.

Ludi: Chömet Buebe! mer wei Chüniglis mache!

Fritz: He, ja! bim Tuusig! i reiche myni Sache.
Der Sabel, ud's G'wehr, und Scepter und d'Chron.

Hänsli: Und dert dä Stägetritt isch my Thron.

Xander: I will der Chünig vo Prüße sy.

Sämeli: Der Cheiser vo Rußland, Buebe, bi-n-i.

Gottfriedli: Und i der Chünig vo Portugall.

L. Und i bi der sterkst, i ma-n-ech all,
I bi der Cheiser vo Oesterych.

H. Und ih, wer sol i sy, s'ist mer glych?

L. Du chönntist der Chünig vo Holland sy,
Oder bis der Pabst, du bist so chly.

F. Jo, aber mer wei im Friede blybe,
Und wei enandere d'Zyt vertrybe.

X. Ja, ja, mer wei nit chriege und stryte.
Mer wei uf prächtige Rosse ryte.

L. Und esse-n-und trinke-n-und regiere.

S. Und exerziere und komandiere.

X. Und d'Bettlerbuebe wo resoniere
Enandere na i d'Chefi führe.

H. Und imene Zug i d'Chilche ga,
Und nache ne schöni Fete ha.

G. Doch chriege, Buebe, weiter lose!
Doch chriege wei mer o ne chly.

S. Nu ja gege d'Heide, i bi derby.

H. Ja, ja, gege d'Heide und gege d'Franzose.

L. Mer wei-nis jez alli zäme verbünde,
Wei Friede, Liebi und Eintracht begründe.

G. Ja, i bi der schwechst, ihr helfet mir.

H. Und mir, i bitte-n-ech recht derfür.

S. He nu mer wei ewige Friede ha,
E keine fai Stryt und Ufug a.

H. O weh! du hesch mer my Oepfel gno!
Jez gisch mer ne uf der Stell wider ume.

S. O Xanderli, hilf mer! wotsch o dervo?

H. O helfet! dir Seubuebe, wartet nume!

L. Der halb Theil gimmer, i hilfe-der de.

S. E Schniz will der gä, süst ha-n-i nüt meh.

F. So heit doch Friede-n-und zangget nit.

S. Du channst lang bredige, was de witt.
I ha ne und gibene g'wüß nid wieder.

H. So gib ne, oder i schla di nider.

S. Probier, da hesch eis! und jez la g'schaue!

L. I will der helfe se zämehaue.

G. Hai! so isch's recht Buebe, so machts heiß!
I luege vo Wytem und lache-n-eis.

Der hinkende Bote,

oder Kalendermacher ist gleich einer Scheibe an einem Schießet; er muß die scharfen Schüsse aller spitzigen Zungen aushalten und kann ihnen nichts erwiedern.

Der Dieb.

Ein Mann, der Alles, was er besessen in liederlichem Leben durchgebracht hatte, hörte einst als er um Mitternacht aus dem Schlafe erwachte, einen Dieb, der im Finstern im Zimmer herum tappte. Guter Freund, rief er ihm zu, ich kann am hellen Tage in meinem Zimmer nichts finden, wie wolltest du denn gar ohne Licht noch etwas erhaschen können?

Kinderzucht.

Wer seine Kinder nicht in Zucht und Ehr' erzieht,
Der gleicht dem Thoren, der die eigne Ruhe flieht.
Und der in Müh' und Schweis das Holz zum Hause trägt,
Aus dem zur bösen Stund die rothe Flamme schlägt.

Witterungsbeobachtungen aus älteren Zeiten.

Anno 1289 war der Winter warm, ohne Schnee; um Weihnachten grünten die Bäume; im Hornung gab es zeitige Erdbeeren; im April blühende Trauben; im Mai Kälte, daß die Weinberge erfroren, die aber beim anhaltenden guten Sommerwetter wieder ausschlugen. Es gab daher ein sehr gutes Frucht- und Weinjahr.

Anno 1328 war der Winter warm und gelind; im Jenner blühten die Bäume; im April die Trauben; um Pfingsten war Ernte; um Jakobi Herbst; alles wuchs gut und im Ueberfluß.

Anno 1420 warmer Winter; den 20. März blüheten die Obstbäume; im April die Trauben; um Pfingsten war Ernte; um Bartholomäi Herbst; es gab ein gutes reiches Jahr.

Anno 1581 warmer Winter, nasser Sommer, reiche Ernte, wenig und saurer Wein.

Anno 1593 warmer Winter. Um Lichtmeß wurde der Hafer gesäet und die Weinberge gehackt. Um Faßnacht gabs Schnee, und drei Wochen lang Grundeis, doch wurde die Ernte recht gut; es gab auch guten Wein, aber wenig.

Anno 1613 warmer Winter, trockner Frühling, im Sommer außerordentliche schädliche Hagelwetter, wo diese aber nicht einschlugen, wurde die Ernte sehr gut; Wein gab's recht viel, er wurde aber sehr sauer.

Anno 1629 gelinder Winter. Im Jenner trieben die Obstbäume, hernach kam Frost; Bäume und Weinberge erfroren. Bei dem guten Sommerwetter erholten sich aber die Weinberge völlig wieder, und es gab nicht nur eine frühe und unübertreffliche Ernte, sondern auch einen frühen und guten Herbst.

Anno 1640 war der Winter warm und gelind bis Lichtmeß, dann kam Schnee und ein eilf Wochen anhaltender Frost, hierauf dürre Sommerwitterung. Die Winterernte wurde gut, die Sommerernte aber und der Herbst schlecht.

Anno 1650 gelinder Winter. Im Jenner trieben die Obstbäume, die Lerchen fiengen an zu singen. Den 19. Februar kam Kälte, doch ohne Schaden. Es gab eine reiche Ernte, guten Wein, aber wenig.

Anno 1727 war der Winter so gelind, daß man's gar keinen Winter nennen konnte. Aber im April kam Kälte und Frost; im Mai gab's starke Reifen; und das Jahr wurde durchaus schlecht.

Die Schatzgräber.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Der Bote hat in dem langen Zeitraum, in welchem er im Schweizerland umher gepilgert, manche Geschichte erzählt von leichtgläubigen Leuten, die von Schätzen träumten, und ihr bischen Hab und Gut irgend einem Gauner hingaben in der Hoffnung, Knall und Fall reich zu werden, und hintendrein in den Haaren kratzten, wenn Geld und Geisterbeschwörer zum Kuckuk waren. Es hat mit der Schatzgräberei auch ordentlich gebessert, aber ganz doch noch nicht, wie die folgende Geschichte beweist, die sich im letzten Jahre zugetragen hat — wo, will der Bote nicht ausplaudern.

Da waren an einem neblichten Winterabend vier Bäuerlein beieinander in einem Wirthsstübchen und erlabten sich an einem Schoppen Bätziwasser. Ihre Stimmung war trüb wie das Wetter draußen, denn die armen Teufel hatten selten Ruhe vor dem unheimeligen Diener der Gerechtigkeit, der die Leute heimsucht mit Zahlungsaufforderungen und Pfandzetteln. Drum fiengen sie, wie der Geist des Bätziwassers ihre Köpfe nach und nach zu erwärmen begann, an, Luftschlösser zu bauen, und um des ewigen Dranges los zu werden, wünschte der Eine, er hätte das Geld, das der Krieg in Ungarn gekostet, der Andere, er hätte, was der Louis Philipp mit über den Bach nach England genommen, der Dritte wollte den Rothschild erben, und der Vierte hätte mögen Seckelmeister werden in Californien.

An einem Nebentischchen oben saß ein fremder, gut gekleideter Mann, der dem Gespräch zuhorchte und mitunter das Gesicht zu einem höhnischen Lächeln zerriß. „Seid ihr doch — sagte er endlich, als das Wünschen so recht im Zuge war — kuriose Leute! Ihr wünschet da unmögliche Dinge, während Ihr die größten Reichthümer ganz in der Nähe habt, und nur nicht wißt, wie es anzugreifen ist, um in den Besitz derselben zu gelangen.“

Unsere Landleute aber spitzten bei solchen Worten die Ohren, und dieweil noch aus alten Zeiten her die Rede gieng von viel in der Umgegend vergrabenen Schätzen, wässerte ihnen das Maul gewaltig, und sie rückten näher zu dem fremden Mann, ob sie nicht etwa im Verlauf des Gesprächs erhorchen könnten, wie man das Ding anzugreifen habe. Der aber sprach viel vom Siegel Salomonis, Fausts Höllenzwang, von Alraunen und vom Vogel Greif, und meinte, wenn er ein gewisses Buch hätte, das er jüngst bei einem Juden zu Bartelsheim im Elsaß gesehen, es müßte ihm ein Leichtes sein, sie Alle in einem einzigen Zuge steinreich zu machen.

Der Bote liebt das unnütze Geplapper nicht, und übergeht daher, wie die Bauern und der Fremde die Köpfe zusammensteckten, und geheimnißvoll thaten, und wie sie einander endlich die Hand darreichten, wie Leute, die ein Geschäft abgemacht. Aber die folgenden Tage giengs unruhig her in den Hütten der Tauner, und trieb der Eine trotz dem Wehklagen von Weib und Kind seine einzige Kuh, der Andere sein Pferd, mit dem er manchen schönen Brabänter verdiente mit Säumeren, zum Verkauf auf den Markt; was nicht niet- und nagelfest war, und einigen Werth hatte, wurde um einen Spottpreis in baar Geld verwandelt

Richtig erschien in einigen Tagen der Fremde wieder, und mit ihm der Eigen-

Die Schatzgräber.

thümer des Buches. Aber der wollte dasselbe nicht hergeben, weil das Geld, das die armen Teufel aufgebracht, lange nicht hinreichte, wie er sagte, und erst als der Fremde großmüthig für den Rest Bürgschaft leistete, gab er's diesem leihweise zur Hebung des Schatzes.

In mondheller Nacht brachen die Fünfe auf mit einander zu einem abgelegenen Heuschober, in dessen Nähe ein tiefer Wässergraben floß, über den zur Bequemlichkeit der Gutseigenthümer eine hölzerne Brücke führte. Hier machte der Fremde Halt, öffnete eine Blendlanterne, und begann unter fürchterlichen Grimassen seine Beschwörung. Nachdem er lange solchen Hokuspokus getrieben hatte, daß den Bauern vor Furcht der Angstschweiß über die Stirne lief, hieß er sie alle vier — je die Füße gegen einander gekehrt, niederknieen — beschwor sie, die Augen zu schließen, und, komme was da wolle, kein Sterbenswort zu reden, umschritt sie dreimal feierlich unter unverständlichem Gebrumme, und verschwand dann — wie er sagte, zum großen Werke — in den Heuschober.

Wie lang die armen Teufel, zitternd vor Kälte und Schreck, nach den vier Weltgegenden gerichtet, am harten Boden geknieet, ist dem Boten nicht bekannt. Soviel ist aber gewiß, daß es eine gute Weile gieng, bis sie merkten, daß sie angeführt waren, denn der Beschwörer im Heuschober gab gar keinen Laut mehr von sich. Endlich ermannte sich Einer, und rührte seinen Nachbar mit dem Ellbogen an — der stupfte den Andern — und so brach endlich der gesunde Menschenverstand sich wieder Bahn in den Köpfen der armen Geprellten.

Der Heuschober war bald durchsucht, aber wer nicht mehr darin war, das war der Beschwörer. Jetzt erfaßte eine namenlose Wuth unsere Reichthumscandidaten. — Scham — Reue um die aufgeopferten letzten Geldmittel — Rache — alle diese Gefühle stürmten heftig auf sie ein, und schnaubend eilten sie dem Teufelsbanner nach auf dem Wege, auf dem allein er seine Flucht ungehört hatte bewerkstelligen können, über die Wassergrabenbrücke.

Der Gaudieb aber hatte fein gerechnet, und die Brückladen, die lose auf der Brücke lagen, still in's Wasser hinab gelassen, so daß die armen Teufel, wie einer nach dem andern keuchend über die Brücke gelaufen kam, hinabplumpsten in den eiskalten Bach. Das mag sie, meint der Bote, vom Schatzgraben wohl kurirt haben.

Item, als der Bote diese Geschichte vernahm, hat er zuerst herzlich gelacht, wenn er sich vorgestellt, wie die guten Leute naß wie Mäuse heimgetrappelt sein mögen; als er aber später vernahm, daß sie nach einigen Wochen alle Vier im Amtsblatt erschienen seien, und ihre Kinder, die Krausköpfe, die er Alle wohl kennt, ihn anbettelten auf der Straße, da hat es ihm im innersten Herzen weh gethan, daß die Menschen trotz seinen Ermahnungen nie klug werden wollen, und er hat sich vorgenommen, auch diese Geschichte seinen Lesern zu erzählen. Vielleicht macht sie noch da und dort Einen gescheid, und erinnert ihn an das goldene Sprüchlein:

Schätze birgt der Erde Schooß,
Aber Arbeit ist dein Loos.
Schaffst du dir dein Brod in Ehren,
Magst du Schätze wohl entbehren.

Organisation der Arbeit.

In Lalenburg da ward einmal
Gerevolutionieret;
Da ward Geschrei in Berg und Thal
Erschrecklich laut verführet.
Der Pöbel hat hellauf gelacht,
Die Herrn, die sind in Schreck erwacht.

Man holt den Bratspieß aus der Eck',
Ergreift die Blunderbüchse,
Mit Nadel und mit Ellensteck'
Ziehn auf die Wach' die Füchse.
Der hohe Rath durch's Fenster schaut;
Da hat's dem hohen Rath gegraut.

Der Pöbel schrie bald dieß bald das,
Er wollte was erzwacken
Und tobte, wie bei'm Branntweinglas
Panduren und Kosacken.
Da hat der Rath es dann gewagt,
Hat nach des Volks Begehr' gefragt.

Der Todtengräber trat hervor,
Und sprach: soll ich verhungern,
Indem so mancher Geck und Thor
Auf weichem Polster lungern?
Der weise Rath, der nimmt Notiz,
Und trägt's zu Protokoll mit Witz.

Da kömmt der Zahnarzt auch herbei
Und spricht: 's sind böse Zeiten;
Ach! kaum verdien' ich Haberbrei,
Und muß so viel bestreiten.
Das dünkt den Rath bedenklich sehr,
Er redet vieles hin und her.

Da kömmt die Hebamm' angetrollt
Und spricht mit weichem Herzen:
Mein Handwerk geht nicht, wie es sollt,
Und dieß muß sehr mich schmerzen.
Der Rath sieht sich verwundert an:
Wer hätt' nicht seine Pflicht gethan?

Und andre schreien auch noch mehr:
Wir haben keinen Braten!
Der Schuster, Schneider mit der Scheer,
Die Bürger und Soldaten.
Der Rath, der sitzt und kratzt im Haar,
Wie mancher Rath im letzten Jahr.

Drauf denkt er her und denkt er hin:
Was ist zu dekretiren?
Die grünen Stühl' sind ihm im Sinn,
Er möcht sie nicht quittiren.
Und dem Quartälchen lobesam
War jener Rath auch gar nicht gram.

Er rathschlagt weise Stund um Stund
Und hat's gefunden endlich.
Der Präses öffnet seinen Mund
Und spricht: Fürwahr 's ist schändlich,
Wie's Lumpenvolk verwegen tobt;
Doch wir sind weis', Gott sei gelobt!

Drum machen wir zum bösen Spiel
Die allerbeste Miene,
Und willigen in alles still
So daß es Ernst uns schiene.
Versprechen ist 'ne leichte Kunst,
Zum Halten braucht es Zeit und Gunst.

So wurde denn an jenem Tag
Bekannt gemacht mit Trommelschlag:
„Den Lieben unsern Gruß zuvor,
Kund sei es und zu wissen,
Daß eure Klage nun empor
Zu uns hat dringen müssen.
So nehm' durch unser Regiment
Dieselbe alsogleich ihr End.
Darum wir nun verordnen thun,
Daß Lärm und Aufruhr sollen ruh'n.
Die Arbeit währ' zwei Stund im Tag,
Da schaffe jeder, was er mag;
Auf Staatsunkosten aber sei
Das Wirthshaus jedem Bürger frei.

Und daß der Siegrist nicht mehr klag'
Soll'n hier zu Lande Tag um Tag
Zwei Bürger freien Stückes sterben,
Sein Brod ihm ehrlich zu erwerben.
Und daß ihr Brod die Hebamm find',
Soll jede Bürgersfrau geschwind
Sich rüsten, daß je Nacht um Nacht
Ein Kindlein werd' zur Welt gebracht.
Und daß der Zahnarzt frank und frei
Tagtäglich bei der Arbeit sei,
So geh' er nun von Haus zu Haus
Und reiß gesunde Zähne aus.
Fügt euch der Noth im ganzen Land
Ihr Bürger, denn ihr habt Verstand.
Davon der Rath ward ausgenommen,
Zu seinem und der Andern Frommen."

Die Reklamation.

In einem kleinen Städtchen war der Nachtwächterdienst erledigt. Der Stadtrath beschloß bei der Besatzung auf eine zahlreiche Familie Rücksicht zu nehmen, indem es besser sei einem gedrückten Hausvater ein Aemtchen zu geben, als ihn sammt Weib und Kind zu zu unterhalten. Eines Tags fand sich ein junger Mensch bei dem Bürgermeister ein, um sich für das Aemtchen anschreiben zu lassen. Er empfahl sich dem hohen Magistrate gar flehentlich, als ein auswärtswohnender Burger, und um seiner Bitte mehr Nachdruck zu geben, fügte er bei: „Haben Sie Erbarmen mit mir, denn ich bin ein mit Kindern schwer gedrückter Hausvater.

Bürgermeister. Wie viel Kinder habt ihr denn?

Bittsteller. Zwölf, zu dienen, Herr Bürgermeister.

Bürgerm. Aber um Gottes willen, wie kann das sein? Ihr seid gewiß noch nicht 25 Jahre alt.

Bittst. In einem Monat bin ich 22. Aber da mir zu Ohren gekommen ist, man müsse eine zahlreiche Familie haben um das Amt zu erhalten; so habe ich in der Eile die Kinder meiner drei ältern Brüder als die meinigen an Kindesstatt angenommen.

Der Bibelträger.

„Woher kömmts denn, Hans," sprach der Doktor zu X. zu einem liederlichen Burschen, der in seiner Apotheke auf eine Purgatz wartete, „woher kommts, daß du in der ganzen Gegend der Bibelträger heißest? Ich hätte dir jeden andern Beruf eher zugetraut, als diesen." „Das kömmt daher, Herr Doktor," entgegnete der Gefragte, „daß ich alle Frühling eine Rundreise zu ein dutzend Pfarrern in der Umgegend mache, und jeden um Gottes willen um eine Bibel bitte. Wenn ich alle Bibeln beisammen habe, so verkaufe ich sie dem Buchbinder, zu 5 Batzen das Stück. Der verkauft sie denn weiter, ganz wohlfeil, an die Armen, und so verdiene ich mir einen hübschen Taglohn und noch einen wahren Gottslohn dazu."

Die Volkswahl.

Als es vor längerer Zeit um die Wahl eines Nationalrathes zu thun war, stelzte der Hinkende Bote eben durch ein französisches Dorf unseres Kantons. Da die männliche Bewohnerschaft desselben eben zur Wahl in der Kirche war, so trat er auch hinein um ein stiller Zuschauer des Wahlakts zu werden. Da fand er nun große Verlegenheit, denn Niemand wußte, wem er die Stimme geben sollte. Endlich erhob sich ein Mann, der sprach: ich bin diese Woche auf dem Bielermärit gewesen und da hab ich wohl einen

Namen gehört, aber ich besinne mich nicht mehr recht wie er lautet, es ist so ein deutsches Kauderwelsch, doch ist etwas wie Berg darin. Ich glaube der Bützberg. — Macht keine Dummheit, rief schnell ein Anderer, Bützberg ist ein Dorf und kein Herr, denn ich habe einen Tausch von dort im Hause gehabt. „Nun," verbesserte der Erstere wieder, „so muß es Buchholterberg sein." Buchholterberg, rief nun die Versammlung, ja der muß unser Nationalrath werden, und so wurde dann einstimmig der Buchholterberg als Mitglied der obersten schweizerischen Behörde ernannt.

Der frömmste Müller.

Vier Müller saßen einst bei Wurst und vollem Glas
Und stießen wacker an und schwatzten dieß und das.
Die Leute sprechen oft, fieng einer spöttelnd an,
Nicht glimpflich über uns, was haben wir gethan?
Bald nennt man Diebe uns und dicke faule Bäuche,
Bald Wucherer und bald wohl gar versoffne Schläuche.
Und läg' auch etwas dran, so wär's doch eine Schande
Wenn's nicht noch Müller gäb, die fromm sind hier zu Lande.
Da riefen alle Vier mit Lachen und mit Schwören,
Wer ist der Frömmste wohl, das möchten wir jetzt hören.
Der frömmste Müller, rief ein Nachbar, in dem Land
Ist, der dort oben sitzt, er hat nur eine Hand.

Der fromme Knecht.

Ein frommer Knecht am Morgen früh
Den Segen betet ohne Müh',
Dann wacker an die Arbeit geht,
Wenn schon der Herr nicht bei ihm steht.
Er pfeift sein Lied und wirket treu,
Ob leicht, ob schwer die Arbeit sei;
Und hungrig sitzt er an den Tisch
Und ißt und betet frank und frisch.
Er trinkt sich nicht im Wirthshaus voll,
Und läuft nicht nach den Dirnen toll.
Er bleibt zu Haus und freut sich fein,
Wenn Feld und Acker frisch gedeih'n.
Ein solcher Knecht, des Hauses Zier,
Wo ist er heut zu Tag zu finden?
Such' weit und breit, ich sag' es dir,
So wirst du es vielleicht ergründen.

Die fromme Magd.

Die fromme Magd in ihrem Stand,
Legt überall an's Werk die Hand,
Hält Stube, Küch' und Keller rein,
Und spinnt und näht nicht nur zum Schein.
Beim Brunnen schwatzt sie nicht zu viel,
Sie läuft auch nicht nach Tanz und Spiel.
Auch trägt sie mit bescheid'nem Sinn,
Ein rasches Wort der Meisterin.
Sie spart das Holz im Ofen dann,
So wie die Butter in der Pfann'.
Gar fröhlich thut sie stets die Pflicht,
Und in der Kirche schläft sie nicht.
Wo aber eine solche finden?
Das mag ein Jeder selbst ergründen.

Die mörderische Schlacht.

In einem Wirthshause, wo das halbe Dorf versammelt war, und Zeitung las und politisirte, befand sich eines Abends ein deutscher Flüchtling, der viel erzählte von der Tapferkeit der badischen Republikaner,

und von der Grausamkeit der Regierungstruppen, die mit Kugeln gegen sie geschossen, und wie die Republikhelden nicht zum Weichen gebracht werden konnten, sogar Kanonen heibeigeführt hätten. Im Gefecht von K., fuhr er fort, da haben wir uns gewehrt! auch sind über hundert der Unsrigen gefallen. Wie kommt's denn, fragte ein einfältiges Bäuerlein, daß, wie mir ein Soldat erzählte, kein einziger auf dem Kampfplatz lag, wie die Truppen nachrückten. Ja, das kömmt halter daher, rief der Friedensheld, sie sind alle wieder aufgestanden.

Ja, fallen, wieder auferstehn,
Und sterben und dann betteln gehn,
Wohl blind sein und die Sonnenstrahlen
Gar schön und glänzend niedermahlen,
Ja taub sein und doch musiziren,
Ein Simpel sein und doch regieren,
Das sind, wer möcht' es wohl bestreiten,
Nun Wunder unsrer edlen Zeiten.

Trost.

Die Erd' ist schön, man muß es sagen,
Sie bleibt auch schön, trotz allem Zwist.
Die Zeit ist schlimm, doch läßt sich's tragen,
Da sie ja stets im Wechseln ist.
Die Menschen schwanken: wir beklagen
Das freilich oft; doch was da schwankt
Muß endlich nach dem Sichern fragen,
Wo frei und fest wird was da schwankt.
Drum kann im Leben nimmer zagen
Wer jenen Wahlspruch nicht vergißt:
Die Erd' ist schön, man muß es sagen,
Sie bleibt auch schön, trotz allem Zwist.

Der Diamantenhandel.

(Siehe die Abbildung.)

Der Pintenwirth in S..... ist ein feiner Kauz, und läßt sich von Schatzgräbern, Betrügern u. s. w. gewiß nicht so leicht erwischen; aber gescheide Hühner legen oft auch in die Nesseln. An einem Sommer-Nachmittag kam einmal ein Fremder daher, mit sonnenverbranntem, wettergebräuntem Gesicht, bestaubten Schuhen und Kleidern von fremdartigem Schnitt, dem's Jeder an der Nase ansah, daß er auch schon in vieler Herren Ländern gewest, und vom Schicksal eben auch nicht immer gehätschelt worden sein mochte; trank zwei Schoppen für seinen Durst, und aß ein gewaltiges Stück Geschläsmets, daß man ihm wohl anmerkte, daß er im Allgemeinen nicht an Ueberfütterung litt. Wenn es aber mit seinem Appetit gut stand, stand es mit seinem Geldseckel um so schlimmer, weßhalb er denn den Wirth abseits nahm in's Nebenstübli, und ihm, da er auf der Reise viel Unglück gehabt habe, den Vorschlag machte, für seine Zeche und überdieß einen Vorschuß von einigen Fünffränklern ein Truckli mit köstlichen Steinen auf einige Tage in Versatz zu geben, wo er dann richtig Geld genug zum Wiedereinlösen des Pfandes erhalten werde.

Der Wirth — Peter heißt er — hat schon manch solches Geschäftlein gemacht, und armen Leuten auf werthvolle Effekten aller Art kleine Summen geborgt, die sie dann nicht mehr einlösen konnten. Drum schaute er auch die grünen und gelben, rothen und weißen Steine und die mit Perlen eingefaßten Schmucksachen aller Art, die das Truckli enthielt, mit kaum verhehlter Gier an, aber einerseits dachte er: hitzig ist nicht witzig — anderseits: trau, schau wem — und sagte dem Fremden, seine Sachen seien falsch und keinen Heller werth, er solle baar Geld füren machen, sonst hole er die Polizei, und werde ihn schon zu finden wissen.

Der Diamantenhandel.

Während die Beiden so mit einander redeten, trat ein feiner Herr, der längst an einem Tischchen gesessen und eine Flasche Guten bestellt hatte, zu ihnen, und fragte neugierig, was sie da so geheim zu verhandeln hätten. Meister Petern war diese fremde Intervention nicht recht, und es gereute ihn schon, das Anerbieten nicht glattweg angenommen zu haben, jedoch konnte er nicht verhindern, daß der Herr die Kostbarkeiten besehen dürfte. Der aber war ganz entzückt, rühmte die Pracht und das feine Wasser der einen, die kunstvolle Fassung der andern, und ehe man sich's versah, war er mit dem Fremden Handels einig um nicht weniger als 800 Gulden oder 1200 Franken.

Wie unser Peter nun Augen machte, auf die Zähne biß, der Frau, die ihr Wort auch dazu sagen wollte, grob begegnete, und der Stubenmagd die Thüre vor der Nase zuschlug, — das läßt sich denken. Der Herr aber langte seine Brieftasche hervor, und zahlte dem Besitzer der Kleinodien in prächtigen Noten von der Kantonalbank zu Bern vierhundert Franken aus, sich entschuldigend, daß er nicht mehr Geld auf sich trage, doch wolle er schon morgen den Rest berichtigen.

Jener aber betheuerte, es sei ihm leid, daß der Handel nicht gelten könne, da er wegen wichtigen Geschäften Knall und Fall nach Hause reisen und daher das Geld plötzlich haben müsse, und wenn der Herr nicht Alles auszahlen könne, wolle er lieber irgend ein Stück dem Wirth im Versatz lassen, oder für eine kleinere Summe dahin und daweg verkaufen.

Der Herr hingegen schlug sich vor die Stirn, daß er sich so übel mit Geld versehen, und daß ihm nun so kostbare Seltenheiten entgehen sollten, und bat endlich den Wirth, der ganz verblüfft dem Sachverlauf abwartete, ihm aus Gefälligkeit die ihm augenblicklich fehlenden 800 Franken vorzuschießen, er könne bis in 8 Tagen, wo er wieder hier durch kommen werde, das Truckli als Pfand behalten, und an steifem Trinkgeld und Zins solle es dann gewiß nicht fehlen.

Meister Peter rieb sich den Kopf, nahm eine Prise, beschaute die Diamanten zehnmal von allen Seiten, hielt sie gegen das Licht, rieb sie auf dem Rockärmel, betrachtete das saffianene Truckli, das doch gewiß nicht für Nichts so prächtig aussah, — und willigte endlich ein. Der fremde Reisende nahm des feinen Herrn Banknoten, strich Peters Geld ein und empfahl sich. Peter versteckte sein Truckli hinter sieben Schlössern und trank mit dem Käufer desselben, der ihm tausendmal dankte, noch eine Flasche, worauf auch dieser, als des Postillons schmetterndes Horn die Ankunft des Postwagens ankündigte, Abschied nahm, nachdem sie schriftlich übereingekommen, bis nach 8 Tagen dürfe das Truckli, das sie sorgfältig versiegelten, nicht geöffnet werden, nach dieser Zeit aber sei es, wenn die Einlösung nicht erfolge, Eigenthum unseres Wirthes.

Der erste Tag vergieng, der zweite, dritte und vierte — kein Mensch kam mit den 800 Franken. Peter berechnete schon, was für ein hübscher Profit ihm vielleicht zufallen könnte; — der fünfte, sechste verlief — keine Nachfrage nach dem Kästchen! So am siebenten — Peter rannte hundertmal des Tags vor seine Kommode und besah das Kästchen, ob es noch gehörig versiegelt sei. Der achte Tag erschien — er konnte es fast nicht mehr aushalten, und als erst der neunte Morgen dämmerte, und der Herr auch jetzt nicht angekommen war, da brach der lang verhaltene

Jubel los, und zitternd vor Freude riß er die Siegel am Kästchen weg und ließ die glänzenden Kostbarkeiten vor den Augen seiner staunenden Frau und der herbeigerufenen Verwandten im Sonnenlicht glitzern. Auf der Stelle aber ward zum Goldschmied geschickt, der im nächsten Städtchen wohnte.

Der Mann kam eilig an, denn das Gerücht von den edlen Steinen hatte sich bald verbreitet. Mit wichtiger Miene und großer Sorgfalt hob er ein Stück nach dem andern aus dem Futteral, doch stand es nicht lange an, so ward sein Gesicht merklich länger, zwei bis dreimal wischte er sich mit dem Schnupftuch die Stirn, schüttelte den Kopf und wandte sich endlich mit den Worten an unsern Wirth: „Meister Peter, Ihr seid da arg betrogen worden, die Steine sind alle falsch."

Peter ward blaß, Peter ward roth — Peter wollte sprechen und konnte es nicht — und sank endlich halb bewußtlos auf einen Stuhl, indem er kläglich wimmerte: Achthundert Franken! Achthundert Franken!

Item die 800 Franken waren fort, und die beiden Fremden auch, und ist seither weder das Geld wiedergekommen, noch hat Jemand nach den Kleinodien gefragt. Meister Peter aber hat von seiner Frau viel zu dulden gehabt wegen seiner Spekulation und ist von seinen Bekannten obendrein schmählich ausgelacht worden, und er wird jetzt noch unwirsch, wenn ihn Einer fragt, wie es gehe mit dem Diamantenhandel.

Je nun, er hat dem Spekuliren und auf Pfänder Leihen von diesem Tage an gänzlich entsagt, und denkt jetzt:

Ehrlich Handeln, häuslicher Sinn
Führt sicher (wenn langsam auch) zum Gewinn —
Doch Mancher schon hat mit List und Pfiffen
Nur in den eigenen Sack gegriffen.

Mit welchem Spruch der Bote von Herzen einverstanden ist.

Ih bi häßig.

Ih bi häßig!
S'ist all's so g'späßig;
Und niemer cha mer's breiche.
Wi sy o d'Lüt
So aarig hüt!
Was heimer für es Zeiche?
D'Frau luegt mi suuri a,
D'Ching wei mi nit versta,
U d's Spinnrad macht es handligs G'rur,
U d'Fliege hei es chäzers G'sur;
Was chutet so im Chemischoos,
As wär' der Tüüfel los?
S'ist all's so g'späßig,
Un ih bi häßig.

All's thut mer gruuse.
I will chly use.
I will i d'Matte, will i d's Feld;
Es isch mer z'heiß,
I bi im Schweis.
I ha ne Schoppe für mys Geld.
Er isch mer nadisch z'suure,
I ma ne nid erduure.
D's Brönz het wie Wasser just
Ke Gattig u ke Chust.
Bim Gaffee mueß i gränne,
Der Zimmet-Thee nät dänne;
I ma vo allem nüt.
S'git neue aarig Lüt,
Un all's isch g'späßig,
Un ih bi häßig.

La g'seh was d'Zytig seit?
S'isch Chrieg u Hader wyt u breit.
Di Rueße, Türgge, Brüüße,
I wett i chönt se chnüüße.
D'Franzose, d'Spanier u d'Polagge,
Potz track! wi wett i die tryschagge.
Jez chöme d'Engiländer fry
U hei o ihri Nase dry,
U säge es mueß Friede gä.
I möcht' se all' bim Chabis nä!
Di tusigsackerschießers Hüng!
Es dräit si alles i mym Gring.
Näm doch der Tüüfel Zytig hüt.
S'git neue sövli aarig Lüt,
Un all's isch g'spässig,
Un ih bi hässig!

Der neidische Schneider.

Als einst der tolle Hans, wie schon der Abend graute,
Noch voller als der Mond, der voll vom Himmel schaute,
Im Zickzack hin und her durchs enge Gäßchen wankte,
Bald bunte Liedchen sang, bald stotternd flucht und zankte,
Da guckt ein Schneiderlein begierlich durch die Scheiben,
Querfüßig mußte es auf seinem Tische bleiben,
Und seufzte tief und sprach: „o Hans! du bist besoffen,
Wie glücklich preis ich dich, hat dich solch' Loos betroffen;
Wie bist du toll und voll, du Glücklichster auf Erden,
Und ach! ich kann es erst am blauen Montag werden.

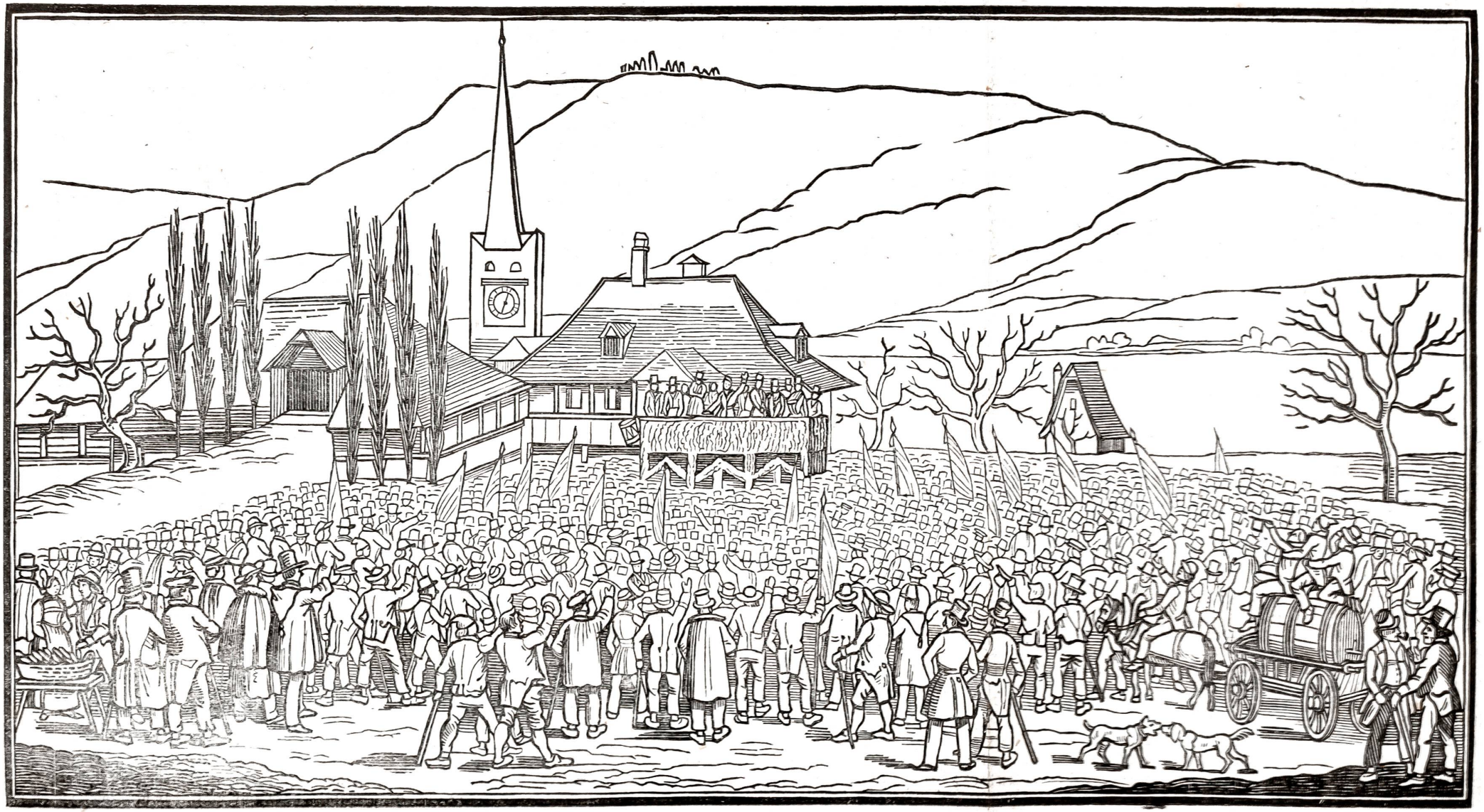
Der Tag zu Münsingen, den 25. Merz 1850.

(Siehe die Abbildungen).

Der Bote war von jeher ein Mann des Friedens und politischer Entzweiung von Herzen abhold. Nicht ohne Schmerz sah er deßhalb, wie seit Jahren der Parteihaß im lieben Bernerkanton Wurzel schlug. Das Bild der lebhaftesten Aufregung bot dieser Kanton im letzten Winter dar; sie machte sich endlich Luft in den Volksversammlungen zu Münsingen. Der Tag in Münsingen war in seiner Art so merkwürdig, in seinen Folgen für den Kanton Bern so wichtig, daß der Bote schuldig zu sein glaubte, eine kurze Beschreibung desselben mit zwei Abbildungen geschmückt, seinen Lesern mitzutheilen. Zwar bedarf, wer den Tag miterlebt hat, dieser Erzählung nicht; ihm sind die großartigen Augenblicke noch allzu lebhaft vor Augen. Allein seine Wichtigkeit ist nicht vorübergehend, und eben weil er ein geschichtlicher Tag geworden ist, muß sein Andenken aufbewahrt werden. Vielleicht wird noch nach Jahren da und dort ein alter Kalender aus dem Schranke hervorgeholt, um den unterdessen herangewachsenen Kindern zu zeigen, wie es vor langer Zeit in Münsingen hergieng. Der karg zugemessene Raum gestattet uns nur eine äußerst gedrängte Darstellung der Hauptmomente.

Nachdem bereits am 13. Jenner auf Veranstaltung der Führer der damaligen Regierungspartei eine Versammlung von Ausgeschossenen stattgefunden hatte, um die Vorbereitungen für die im Mai bevorstehenden Großrathswahlen zu treffen, traten auch die Führer der Opposition zu gleichem Zwecke zu Bern zusammen. Auf beiden Seiten schritt von da an die Organisation vorwärts. Später beschloß die Opposition des Gr. Rathes, auf den 25. Merz eine Versammlung von Ausgeschossenen aus allen Theilen des Kantons nach Münsingen zusammenzurufen, um dort ein gemeinschaftliches Programm festzusetzen. Als man vernahm, es dürfte diese Versammlung eine äußerst zahlreiche werden, rief die Regierungspartei auf den gleichen Tag eine Volksversammlung ebenfalls nach Münsingen zusammen. Nun glaubte auch die Opposition auf vielfach an sie

Die Leuenmatte in Münsingen.



D

ergangene Aufmunterung statt der bloßen Vereinigung von Ausgeschossenen eine eigentliche Volksversammlung abhalten zu sollen. Und von diesem Augenblicke an erscholl mehrere Tage lang von beiden Parteien der Ruf durchs ganze Land: „Auf, nach Münsingen!“ — Eine Aufregung entstand wie der Kanton Bern sie noch nie gesehen hatte, und nicht ohne schwere Besorgniß blickte der Vaterlandsfreund auf diesen Tag, an welchem zwei feindliche Parteien, jede zu Tausenden stark, am gleichen Orte zusammentreffen sollten.

Am 21. Merz erließ das provisorische Comite der Opposition den Entwurf ihres Programmes. Wir lassen dieses zur wichtigen Urkunde gewordene Aktenstück hier wörtlich folgen:

„1. Die von der Mehrheit des Schweizervolkes „angenommene Bundesverfassung ist öffentliches „Gesetz der Eidgenossenschaft, und den laut derselben bestehenden Bundesbehörden wird in Allem, was ihnen verfassungsmäßig zusteht, loyale „und redliche Unterstützung zugesagt.“

„2. In gleicher Weise ist die Staatsverfassung „des Kantons Bern vom 31. Heumonat 1846 „Grundgesetz des engern Vaterlandes und wird „in allen ihren Bestimmungen treu und gewissenhaft beobachtet und erfüllt.“

„3. Eine Revision der Verfassung des Kantons „im gegenwärtigen Zeitpunkte soll nicht Statt „finden. Würde aber, wie es in den Rechten des „Volkes liegt, früher oder später zu einer Revision der Staatsverfassung geschritten werden, „so hätte sie in demokratischem Geiste und darum „auf der einzig wahrhaft demokratischen Grundlage der Gemeinden zu geschehen, mit dem Bestreben, statt — sie zu bevogten, wie es durch das „neue Schulgesetz und durch den Entwurf des Gemeindegesetzes geschehen würde — den Gemeinden möglichste Selbstständigkeit in der eigenen „Verwaltung und erweiterten Einfluß auf die allgemeine Landesadministration einzuräumen.“

„4. Anbelangend das Verhältniß zum Ausland, sagen wir mit Niklaus von der Flühe: „„Meidet fremde Händel, seid friedsame Nachbarn.“ Die Schweiz ist ein unabhängiger Staat, „an Rechten allen andern Staaten gleich. Darum „feste Behauptung und treue Bewahrung der Ehre „und Freiheit der Eidgenossenschaft, aber zugleich „gewissenhafte Erfüllung der Pflichten gegen unsere Nachbarn! denn vor Allem ist es das Recht, „das uns stark macht gegen die Mächtigern, und „am sichersten dürfen wir erwarten, unser Recht „geachtet zu sehen, wenn wir selber die Rechte unserer Nachbarstaaten achten. Wir wollen uns „nicht einmischen in die Sachen Anderer, weisen „aber auch alle fremde Einmischung und Belästigung von uns, nicht weniger als die „der Diplomaten, diejenige der eingedrungenen, eingeschlichenen oder berufenen Fremden.“

„5. Die Zehnten und Bodenzinse und übrige „Feudallasten bleiben abgeschafft und dürfen unter keinen Umständen — selbst im Falle einer „Verfassungsrevision nicht — hergestellt werden. „Für nöthige Steuern werden die in der Verfassung aufgestellten, allgemeinen Grundsätze festgehalten. Die im §. 85 der Verfassung gegen „bestimmte Landestheile ausgedrückten Verpflichtungen bleiben denselben zugesichert. Desgleichen bleibt es hinsichtlich des Armenwesens bei „den verfassungsgemäßen Zusagen des Staates. „Doch soll es, neben wirksamer Unterstützung der „wirklich Verarmten, Hauptaufgabe der Regierung sein, der Verarmung selber vorzubeugen, „durch Wegräumung alles dessen, was der Trägheit und Liederlichkeit Vorschub leistet, und Beförderung dessen, was die entgegengesetzten Tugenden der Arbeitsamkeit und Mäßigkeit weckt; „— insbesondere durch kräftigen Schutz des Eigenthums und ernste Bekämpfung der kommunistischen und sozialistischen Grundsätze.“

„6. Der gesammte Staatshaushalt soll vereinfacht, ebenso die Gesetzgebung auf die Bedürfnisse „eines einfachen, republikanischen Volks zurückgeführt und durch möglichste Sparsamkeit in „allen Zweigen der Staatsverwaltung, namentlich „durch Herabsetzung der Besoldungen, die Last der „Abgaben so weit vermindert werden, als es ohne „Nachtheil für die Administration geschehen kann.“

„7. Rücksichtlich der geistigen Interessen wollen wir fortschreitende Hebung der Verstandesbildung, aber nicht minder, und vor allen „aus, ernstliche Aufrechthaltung und sorgsame „Pflege des christlichen Glaubens und „der christlichen Sitten unserer Vorältern, durch die bürgerliche Gesetzgebung, „durch die Schule, durch das Beispiel aller derer, „die dem Volke vorstehen, und auch, durch allerdings wünschbare, aber nur zu diesem Zwecke „vorzunehmende Veränderungen in unsern kirchlichen Einrichtungen.“

„8. Gegenüber dem Jura, Anerkennung der „wirklich bestehenden, in der Verschiedenheit der „Gesetzgebung, der Sprache, und theilweise der „Religion wurzelnden Eigenthümlichkeiten, insbesondere Achtung der Rechte und Ansprüche „der katholischen Bevölkerung.“

Hierauf erließen auch die Radikalen am 24. Merz ihr Programm, dessen positive Grundsätze hier ebenfalls wörtlich abgedruckt werden:

„Die Freisinnigen wollen in eidgenössischer Beziehung, daß der Kant. Bern mitwirke zu einer „vernünftigen und freisinnigen Durchführung und „Fortentwickelung der bestehenden Bundesverfassung und Bundesverhältnisse und die Hauptstütze „bleibe der regenerirten freisinnigen Schweiz.“

„Die Freisinnigen wollen in kantonaler „Beziehung entschieden festhalten an den „Grundsätzen von 1831 und 1846. Die „Verfassung von 1831 hatte die Aristokratie der „Stadt Bern gestürzt und dem Volke die Souveränetät wieder gegeben; diejenige von 1846 „hat die Volksrechte erweitert durch Einführung „der direkten Wahlen, Herabsetzung des Alters „der Stimmfähigkeit, Abschaffung des Census, „Gesammterneuerung des Gr. Rathes von 4 zu 4 „Jahren, des Abberufungsrechtes des Volkes gegen den Gr. Rath und des unbeschränkten Revisionsrechtes der Verfassung.“

„Die Freisinnigen wollen festhalten an der „Ausgleichung der materiellen Fragen, „wie sie die Verfassung von 1846 gebracht, da „diese Ausgleichung die Grundlage und Bedingung ist, nicht nur zu einer engern politischen „Einheit des Kantons, sondern auch zu einem „billigern und gerechtern Finanz- und Abgabensysteme.“

„Sie wollen, außer an der Zehnt- und Bodenzinsliquidation, insbesondere festhalten an der „Armenreform deren Hauptgrundsatz die Aufhebung der Armentellpflicht der Gemeinden und „die Erklärung des Armenwesens zur Staatssache bildet. Den Gemeinden sollen unter keinen „Umständen die ganze oder ein Theil der Armenunterstützungspflicht wieder aufgeladen werden; „der Staat hat die Durchführung der Armenreform besser zu organisiren und wenn die zur Unterhaltung der Armen bestimmten Mittel nicht „ausreichen sollten, solche zu ergänzen; immerhin „unter Herstellung und Handhabung einer wirksamern Polizei gegen Vaganten und arbeitsscheue „Arme, als die Umstände es bis dahin gestatteten „und unter Hinwirkung auf die möglichste Verminderung der Quellen der Armuth selbst.“

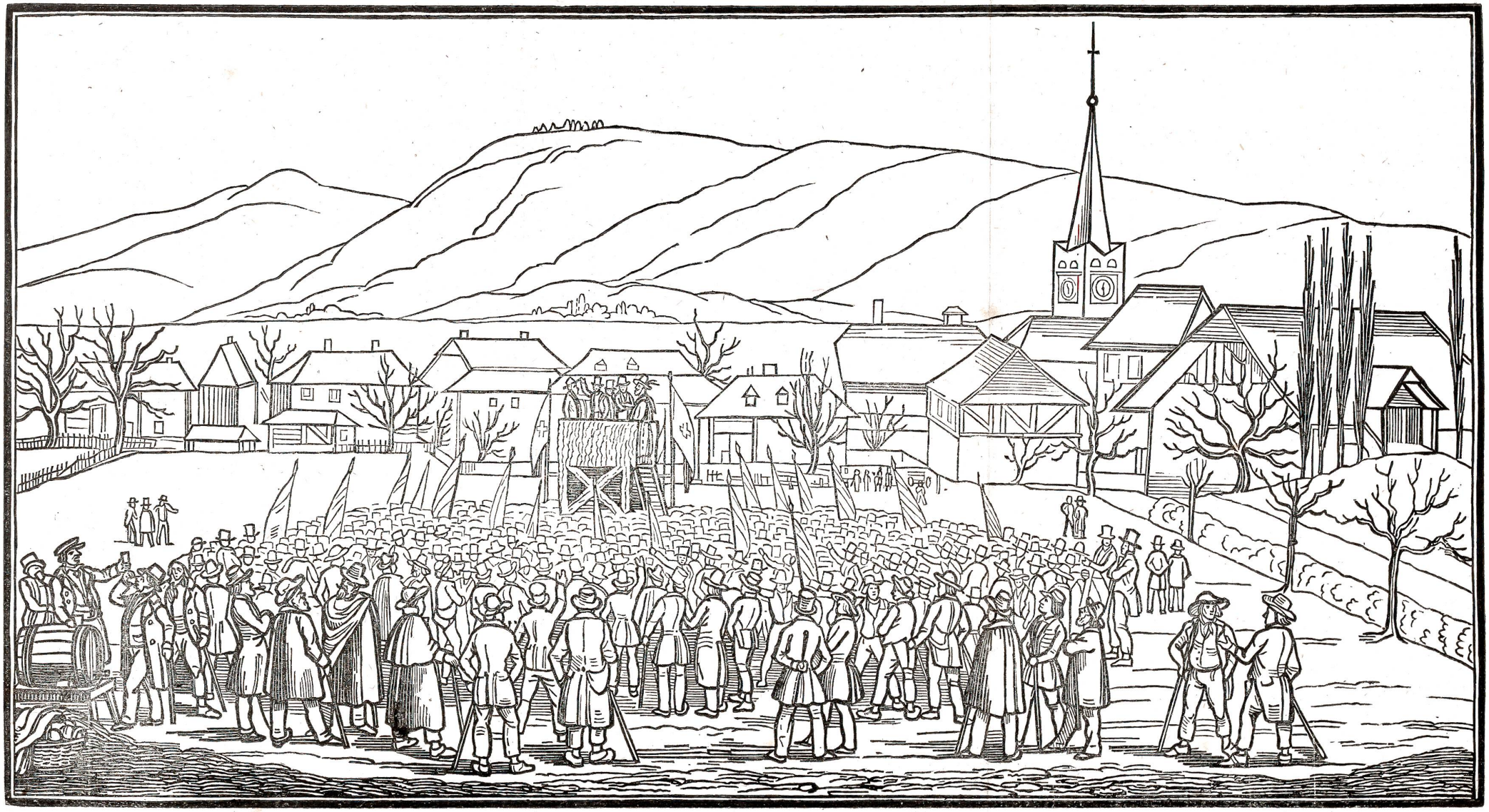
„Sie wollen insbesondere festhalten an der Hypothekar- u. Schuldentilgungskassa, „zunächst weil sie als ein billiges Ausgleichungsmittel für die sechs oberländischen Amtsbezirke „in den materiellen Fragen eingeführt wurde, „dann aber weil bei der Entwicklung, welche die „Anstalt genommen hat, sie die wichtigste Kreditanstalt werden und die Entschuldung des Landes „wesentlich erleichtern wird.“

„Sie wollen insbesondere festhalten an der „direkten Steuer, indem durch diese auch „die reichen Städte erreicht werden. Dieselbe „soll jedoch billiger ausgeglichen und namentlich „die Einkommensteuer besser regulirt werden.

„Sie wollen in allen diesen Fragen, sowie in „der Gesetzgebung und Verwaltung überhaupt, „Einheit mit dem Jura anstreben, damit beide „Völkerschaften politisch immer mehr sich verbrüdern und vergessen lernen, daß sie erst seit „35 Jahren verbunden sind.“

„Die Freisinnigen wollen Ersparnisse im Staatshaushalte durch Vereinfachung der Staatsorganisation, Verminderung und Verschmelzung von „entbehrlichen Beamtungen und eine billige Ausgleichung der Besoldungen. Sie wollen aber „nicht, daß die Besoldungen so ausgesetzt werden, „daß er nur denjenigen, die in der Stadt geboren „oder ausnahmsweise reich sind, möglich wird, sich „die für die Bekleidung eines öffentlichen Amtes „erforderlichen Kenntnisse zu erwerben und ein „solches zu übernehmen; denn so käme die Städte- „und Geldaristokratie unmerklich wieder herein, „während wir in der Verfassung jeder Aristokratie „die Thüre verschlossen zu haben glauben. Sie wollen auch nicht, daß die gemeinnützigen Ausgaben

Die Bärenmatte in Münsingen.



„im Erziehungs-, Armen-, Bau- und Militärwesen „beschränkt und daorrige Lasten zur Erleichterung „des Staates allfällig wieder auf die Gemeinden „oder den einzelnen Mann zurück verlegt werden, „indem jede solche Maßnahme vorzüglich wie„derum nur zum Vortheil der Städte und reichen „Korporationen gereichen würde.“

„Die Freisinnigen wollen Vereinfachung der „Rechts- und Verschreibungsformen. Als die „Grundlage dazu erachten sie eine gründliche Re„vision der Hypothekar- und Notariatsordnung, „mit welcher eine Vereinigung der bestehenden „Grundbücher in nothwendigem Zusammenhange „steht. Werden hier die Verschreibungsformen „vereinfacht, und das Nachschlagungs- und Lö„schungswesen in den Amtschreibereien bereinigt, „so entsteht daraus ein unendlicher Gewinn für „das Land und die begründeten Volksbeschwerden „über die vielen Schreibereien fallen dahin. Im „Civil- und Betreibungsprozeßtarife erwarten „sie die billigen Ausgleichungen und Ermäßigun„gen noch in der jetzigen Gesetzgebungsperiode.“

„Die Freisinnigen wollen billige Fortschritte „im Schulwesen. Wenn das Volk berufen ist, „seine Souveränetät zu üben und sich selbst zu re„gieren, wenn es sich nicht an eine bevorrechtete „Kaste, an die mit guten Schulen ausgerüsteten „Städte auf Gnade und Ungnade ergeben will, „so darf es an geistiger Bildung nicht zu sehr zu„rückbleiben und es muß seine Schulen auf dem „Lande heben und verbessern. — Im höhern Schul„wesen wünschen sie die Errichtung von guten „Lehranstalten auch in Landgemeinden.“

„Die Freisinnigen wollen und dringen auf Re„vision des Gemeindegesetzes, zum Zwecke vorzüg„lich einer glücklichen Lösung des Doppelverhält„nisses der Einwohner- und Burgergemeinden und „der daraus entstehenden, alles gesunde Gemeinde„ eben störenden Reibungen und Streitigkeiten, „zum Zwecke ferner eines billigern Gemeindetell„systems und einer geordnetern Gemeindeverwal„tung. Sie wollen eine Revision des Wirthschafts„gesetzes, um Ueberhäufungen der Wirthschaften „entgegenzutreten und mehr Garantien für eine „tüchtige Wirthschaftspolizei zu schaffen.“

„Die Freisinnigen wollen, daß der §. 80 der Ver„fassung in Bezug auf die beiden Landeskirchen „seine Ausführung finde; in Betreff der reformir„ten Kirche wollen sie eine Revision der Gesetze „über die Wahlart, die Amtsdauer und die Aus„gleichung der Besoldungen der Geistlichen, um „diese Verhältnisse mit den übrigen Staatsein„richtungen und den Forderungen der heutigen „Zeit in Einklang zu bringen.“

„Die Freisinnigen wollen möglichste Verein„fachung der Gesetzgebung, und wünschen, daß die „Ausarbeitung der Gesetze mit mehr Folgerichtig„keit und Uebereinstimmung in Inhalt und Form „stattfinde, als bis anhin, und daß zu diesem Ende „aus der Mitte der Regierung eine einheitliche „Redaktion bestellt werde, durch welche alle Ge„setzesentwürfe zu gehen haben, bevor sie an die „obern Behörden gelangen.“

„Wenn die Freisinnigen auf der einen Seite „überhaupt alle Reformen anstreben, welche eine „Verbesserung unserer öffentlichen Verwaltung „und unserer gesellschaftlichen Zustände zum „Zwecke haben, so sind sie auf der andern Seite „ebenso fest entschlossen, allfälligen Tendenzen ent„gegenzutreten, welche die im §. 83 der Staats„verfassung ausgesprochene Garantie des Eigen„thumes aufheben oder gefährden würden.“

Unterdessen rüsteten beide Parteien beharrlich fort. Der Kampf in Zeitungen, eifrig verbreiteten Flugschriften und Liedern steigerte die Aufregung von Tag zu Tag, und von beiden Seiten arbeitete man mit äußerster Anstrengung dahin, daß am 25. Merz eine möglichst große Volksmasse sich auf dem Versammlungsplatze einfinde.

Der große Tag nahte. Schon am Abend vorher rückten von den entlegenern Theilen des Kantons große Massen gegen die Ortschaften an, welche dem Dorfe Münsingen näher lagen. Der ganze Kanton war in einer fieberhaften Bewegung. — Der Morgen des fünfundzwanzigsten Merz des Jahres Eintausend achthundert und fünfzig brach an — düster und unheimlich. Der Wind blies schneidend durch die blätterlosen Bäume, und dichte Schneeflocken wirbelten herab. Das hielt aber den ungeheuern Zudrang nicht zurück. Mit dem ersten Grauen der Dämmerung ward es lebhaft auf allen Straßen und Wegen. Des Unwetters ungeachtet drängten sich bald ganze Züge von Menschen, wankende Greise, kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge neben bejahrten Männern, neben dem vom warmen Mantel geschützten Städter der kräftige an rauhe Witterung gewöhnte Landmann — Alles nach Münsingen. Theils in Fuhrwerken aller Art, in Bernerwägelein, Kutschen, Chaisen, auf Leiterwägen, mit Tannenreis bekränzt, mit Inschriften geschmückt, theils in langen wohlgeordneten Zügen zu Fuß nahten sich die Mannschaften dem Versammlungsplatze. — Dieser liegt in Mitte des Dorfes Münsingen. Nur eine schmale Gasse trennt die seit längern Zeiten sogeheißene Leuenmatte von der Bärenmatte. Auf der erstern wollte die Opposition tagen; die letztere hatten die Radikalen als Stätte ihrer Versammlung bezeichnet. Eine so schwache Schranke sollte zwei so zahlreiche, und so lebhaft erregte Parteien trennen! Dem Boten war schauerlich zu Muthe, wenn er an die Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes dachte. — Nach 10 Uhr erschien von Bern her der Hauptzug der Opposition, Trompeter, Tambouren und Fahnenträger an der Spitze, militärisch geordnet, zu vier Mann hoch aufmarschirend, die Führer hoch zu Rosse. Er wurde von den bereits anwesenden Gesinnungsgenossen mit tausendstimmigem Zuruf begrüßt, die Schaaren ordneten sich um die Rednerbühne, und die Verhandlungen begannen. — Das Programm wurde erläutert und sodann mit einstimmigem Rufe angenommen. Ebenso wurde das provisorische Centralcomite bestätigt. — Während der Verhandlungen erschien von der Bernstraße her mit militärischer Musik und zahlreichen Fahnen auch der Hauptzug der Radikalen. Ebenfalls wohl geordnet und in militärischem Schritt, reihten sich die einzelnen Abtheilungen um ihre Tribüne auf der Bärenmatte. — Auch hier erscholl einstimmiger Jubel beim Anhören der Reden, welche auf den bevorstehenden Wahlkampf vorbereiteten, und zu kräftigem Festhalten an den Grundsätzen und Personen der bestehenden Regierung ermunterten. — Und jetzt zeigte sich dem erstaunten Auge des unbefangenen Beobachters ein Schauspiel, unerhört in der ganzen Geschichte. — Da nun auf der Leuenmatte nach den von der Opposition angestellten Berechnungen mehr als 12,000, oder wie die Gegner in einem darüber veröffentlichten Verzeichnisse behaupteten nur etwa 7200 Mann, und ob hinwieder auf der Bärenmatte 8600, oder nach der entgegensetzten Behauptung nur 5000—6000 Männer gestanden, will der Bote nicht untersuchen. Es war dieses ohnehin ein unfruchtbarer Streit, in welchem man eigentlich bloß die Kräfte für die nachfolgenden Maiwahlen messen wollte. So viel ist sicher — 15,000 bis 20,000 kräftige Männer standen sich hier gegenüber, — durch Nichts getrennt, als einen Raum von wenigen Schritten — in zwei streng geschiedene Lager geordnet — durch Monate und Jahre langen geistigen Kampf aufs Leidenschaftlichste erregt und erbittert — zwei schlagfertige feindliche Armeen — ein Pulverfaß und die brennende Lunte darüber schwebend! — Es war ein bedenklicher, ein schrecklicher Augenblick, der zu unsäglichem Unheil hätte führen können. — Und auf diesen Moment kann das Bernervolk stolz sein. Hier hat es bewiesen, daß es die hohe Bedeutung seiner republikanischen Einrichtungen erfaßt hat, die von keinem Meinungszwang etwas wissen wollen, sondern Jedem erlauben, innerhalb der Schranken des Gesetzes sich der ihm beliebigen Richtung anzuschließen.

Nach ungestört beendigter Verhandlung zogen zuerst die Schaaren der Leuenmatte, einige Zeit hernach diejenigen der Bärenmatte vom Versammlungsplatze ab, und wendeten sich nun nach allen Gegenden der Heimath zu. — Einige am Abende vorgefallene vereinzelte Prügeleien, welche beim Zusammentreffen aufgeregter Männer meist in Wirthshäusern kaum zu vermeiden waren, abgerechnet, gieng der Tag in kaum erwarteter Ordnung vorüber. — Nicht nur im Kanton Bern verursachte der Tag von Münsingen eine große Bewegung. Die ganze Schweiz blickte mit Spannung, theils in Furcht, theils in Hoffnung auf jene großartige Versammlung, und selbst das Ausland hörte mit Staunen die Kunde, daß mehr als 15000 freie Männer in zwei kaum eine Spanne weit von einander getrennten Lagern, im Zustande der höchsten politischen Aufregung ihre wichtigsten Interessen dort toben und verfochten, ohne daß irgend eine militärische oder auch nur polizeiliche Vorkehr getroffen worden wäre. Am 25. Merz

zeigte sich das Bernervolk würdig seiner Freiheit und seiner republikanischen Einrichtungen.

Die Ergebnisse der Volksversammlungen in Münsingen sind dem ganzen Lande bekannt. Die Wahlen des 5. Mai entschieden seither zu Gunsten der bisherigen Opposition oder der Leuenmatte. Die beharrliche und aufrichtige Durchführung des Programms von Münsingen ist des Volkes Wille. Sie sei daher das unablässige Bestreben der neuen Regierung!

Der neue Nachtwächter.

In der Grenzbesetzung des vorigen Jahres, wo manches arme Dörflein mehr von seinen treuen Miteidgenossen beherbergen mußte, als ihm lieb war, und wo manches arme Taunerhüttlein seinen Mann Einquartierung zu verpflegen hatte, hörte man einst von einem lustigen Soldaten um Mitternacht folgenden Wächterruf:

„Höret, was ich euch will sagen,
„Es thun mich die Wäntelen übel plagen;
„Machet doch hurtig Füür und Licht,
„Daß me die Chrüzschwerinöther sicht!“

Der Abschlag.

Herr Hauptmann, sprach ein Soldat ganz ganz demüthig zu seinem Vorgesetzten, soeben habe ich die Nachricht erhalten, daß meine Mutter gestorben ist. Ich bitte daher um die Erlaubniß auf einige Tage nach Haus gehen zu dürfen. „Dummkopf,“ antwortete der Hauptmann, „das ist kein Grund zum heimlaufen, die meinige ist schon längst gestorben, und doch bin ich nicht daheim!“

Neue Schulweisheit.

Vor einiger Zeit kam der Hinkende Bote nach Lichtenhausen. Da traf er einen Buben auf der Gasse, an den er sich mit der Frage wandte: Sag mir doch, mein Lieber, welcher von diesen zwei Wegen führt nach Gschydiried?

Knabe: I wihß nid.

Bote: Wie alt bist du dann?

Knabe: I wihß nid.

Bote: Wie lang gehst du dann in die Schule?

Knabe: I wihß nid. Aber z'Ostere chume-n-i de druus.

Bote: Ja, was lernst du denn in der Schule?

Knabe: Anschauungsunterricht, Sprachlehr, Weltgschicht, Giographie, Schriibe, Rechne un d'Fragi.

Also lernt gar mancher Bube
ABC und Einmaleins.
Ist er aber aus der Stube,
Weiß er wohl von beiden keins.
Kinder, lernt nicht für's Examen,
Lernt für Herz und Land und Haus.
Und dann sprecht, in Gottes Namen:
Jetzt ist unsre Schule aus.

Umgekehrt.

Einer jener leichten, lustigen Hausväter, wie's leider viele giebt, der lieber schwatzte als schwitzte, lieber seinen Schoppen leerte, als auf dem Acker die Mutten kehrte, und der darum mit den Seinigen viel öfter am Hungertuch als an einem fetten Hammenbein nagte, saß einst trübselig vor seiner halbzerfallenen Hütte und schaute mit gläsernen Augen, die kaum aus einem Branntweinrausche erwacht waren, mißlaunig auf ein unbebautes und mit Unkraut bewachsenes Stücklein Land, das gerade vor ihm lag und murmelte einen Fluch über sein elendes Schicksal zwischen seinen Zähnen. Ein fleißi-

ger Nachbar, der dieß im Vorbeigehn hörte, stand still und sagte: Hans, wenn du arbeiten würdest, so brauchtest du nicht in Kummer und Elend bis über die Ohren da zu sitzen und zu fluchen.

Hans. Ja, was soll ich arbeiten? ich habe ja nichts.

Nachbar. Wenn du den Blätz, der da vor dir liegt, umkehrtest, so würde er dir Herdäpfel für den ganzen Winter geben.

Hans. Du bist nicht g'scheid, was wollte er umgekehrt geben, er giebt ja den rechten Weg nichts als Unkraut.

Sag' dem Narren, was du willt,
Alles ihm für Narrheit gilt.
Selbst durch Schaden lernt er nicht,
Bis sein Haus zusammenbricht.
Und dann steht er fluchend da,
Schimpft wohl über fern und nah,
Ruft, wie aus dem Schlaf erwacht:
„Ei! wer hätte das gedacht!"

Das Dienstzeugniß.

Wenn alle Meisterfrauen so gewissenhaft wären, wie die, welche untenstehendes Zeugniß ausgestellt hat, so würden die Dienstboten sich mehr in Acht nehmen und besser befleißen, und die Meisterleute würden weniger angeführt werden. Das Zeugniß lautet so: Anna B.. von N.. ist zwei Jahre bei mir als Köchin im Dienst gestanden und hat während dieser Zeit acht Mal Kilter gehabt, vier Mal heimlich getanzt, zweimal Mal ein Räuschchen getrunken, ein Mal mir in's Gesicht gelogen, vierundsechszig Mal die Suppe oder das Gemüse verbrannt, sechs Teller und vierzehn Gläser zerbrochen u. s. w. Alles dieß mit meinem Vorwissen, was ohne dieß geschehen ist, weiß Gott, ich kann es nicht bezeugen. Doch ist sie daneben eine fleißige, arbeitsame und treue Dienerin gewesen, die mir mit meinem Vorwissen nichts gestohlen und nichts veruntreuet hat. Darum habe ich sie mit großer Geduld zwei Jahre lang behalten, empfehle sie nun aber einer andern Meisterfrau mit noch größerer Geduld.

N. N.

Wie die alten Berner an unglücklichen Fremdlingen Gastfreundschaft zu üben verstanden.

(Siehe die Abbildung.)

Wir führen dich, lieber Leser, für diesesmal in etwas ältere Zeiten zurück; es kann gerade auch nicht schaden, wenn man aus jener Zeit ebenfalls etwas erfährt, besonders wo man etwas Ehrenhaftes zu erzählen hat; freut's doch jeden Ehrenmann, wenn er etwas Schönes und Löbliches zu berichten weiß, weit mehr als wenn er notbgedrungen auch Schlimmes und wenig Tröstliches mittheilen muß.

Auf die schöne Stadt Thun mit ihrem festen Schlosse hatten die Berner längst ein Auge geworfen: es ist schon lange her, wohl fünfhundert Jahre und mehr, und es wäre noch mancher heutzutage, der das hübsche Städtchen haben möchte, mit seinem schönen See und dem herrlichen Bödelein dazu — wenn's zu kaufen wäre. Genug, die alten Berner hatten so sechszig Jahre und etwas dazu ihr Augenmerk unabläßig auf diese Stadt gerichtet und endlich half ihnen die Geldnoth der großen Herren dazu, daß sie diese schöne Stadt kaufen konnten und eine andere ebenso schöne wohlgelegene Stadt mit noch älterm Schlosse dazu. Aber es war auch eine schwere, schwere Summe, die sie bezahlen mußten und wohl zu merken, die Berner waren bereits durch andere Käufe und durch den schon längere Zeit andauernden Krieg eben um den Erwerb dieser Städte in Noth und Schulden gerathen, sie hatten, wie man heutzutage sagt, ein Deficit was nachgerade jeder von uns auch begreifen lernt; doch kam es nicht vom schlechten Haushalten. Meinte ja Einer damals, er wollte genug haben, so er nur so lange lebte, bis

die Berner alle ihre Schulden bezahlt hätten. Eben in dieser schweren Schuldenlast der Berner mag denn auch der Hauptgrund zu suchen sein, warum sich dieselben in dem wieder ausgebrochenen Kriege zwischen Oesterreich und den Eidgenossen zuerst nicht betheiligen wollten: das mochten sie aber nicht so gerne voranstellen. Als sie daher von den Eidgenossen aufgemahnt und an den Sieg bei Laupen erinnert wurden, welchen sieben und vierzig Jahre früher die treuen Waldstätte (sage die sogenannten kleinen Kantone), denen von Bern erstreiten geholfen, so wendeten sie vor, ihr mit Oesterreich geschlossener Waffenstillstand sei noch nicht völlig zu Ende. Man heißt so was diplomatisch, wie man den Boten berichtet hat; der Bote, welcher sein Lebtage nie etwas von Diplomatik begriffen hat, meint jedoch, die Berner hätten lieber schlecht und recht ihren bedrängten Miteidgenossen helfen sollen, wie diese einst ehrlich gegen sie gethan. Deßhalb müssen es nun auch die Berner (obgleich wenig Rühmliches in der Eidgenossenschaft geschehen ist, an dem Bern nicht auch seinen ehrlichen Antheil hätte) sich gefallen lassen, wenn jener Schaffhauser meinte, die Schlacht bei Sempach werde ihrem Ruhm allezeit fehlen.

Darnach wurde ein Friede geschlossen zwischen der Eidgenossenschaft und Oesterreich mit seinen Anhängern; er wurde aber bei der gegenseitigen Erbitterung schlecht gehalten und hieß daher nur der böse Frieden. Es war gerade, wie der Prophet sagt: „Friede, Friede und ist doch kein Friede.“ Kaum war der Waffenstillstand zu Ende, so brach der Krieg wieder aus. Dritthalbhundert muthige Glarner beim plötzlichen Angriffe verstärkt durch dreißig Schwyzerjünglinge rächten bei Näfels am 9. April des Jahres 1388 den von ihren Feinden wenige Wochen zuvor im Städtchen Wesen geübten niedrigen Verrath. Es war natürlich, daß die Berner mit ihren treuen Bundesgenossen von Solothurn den Krieg gegen Oesterreich und seine Anhänger hauptsächlich in der westlichen Schweiz führten, während die übrigen Eidgenossen mit dieser nämlichen Fehde in der östlichen Schweiz beschäftigt waren. Die Berner und Solothurner wandten sich zuerst gegen die Städte Büren und Nidau, welche damals auf folgende Art in die Hand ihrer dermaligen Besitzer gelangten. — Diese beiden Städte waren im Jahr 1379 von Graf Rudolf von Kyburg in schwerer Geldnoth an Herzog Leopold von Oesterreich um acht und vierzigtausend Gulden verkauft worden. Im J. 1387 übergab Herzog Leopold (der Sohn des bei Sempach wider die Eidgenossen Gefallenen) die beiden Städte an Ingelram von Coucy (sprich Gussi) als Pfand für die Ehesteuer seiner Mutter Katharina von Oesterreich, der Gemahlin Coucy's. Diese beiden Städte waren nun theils von Coucy's, theils von österreichischen Söldnern besetzt.

Diese Söldner an Raubzüge gewöhnt, machten die ganze Gegend zwischen beiden Städten unsicher, raubten und plünderten wo sie etwas Beute fanden, in Dörfern oder wo sie auf Vorbeigehende stießen, Kaufleute oder Pilgrime: nichts war vor ihnen sicher und in ihrer festen Stellung, namentlich in dem festen Schloß Nidau vermochte ihnen Niemand etwas anzuhaben. Da beschlossen die Berner und Solothurner die Züchtigung dieser frechen Räuber. Sie zogen zuerst vor Büren, welches sie drei Tage vor dem Siege der Glarner bei Näfels eroberten. Als nämlich die Stadt mittelst brennender Pfeile in Brand gerathen, geschah der Sturm: die Bürger in Erinnerung an die durch Mordbrand vor zwei Jahren geschehene Einäscherung ihrer Stadt wollten sich ergeben und boten das Stadtpanner über die Mauer den Stürmenden dar; aber die Erbitterung derselben war zu groß: Büren wurde mit Gewalt erobert und die räuberischen Söldner wurden meist erschlagen, nur dem Anführer, einem angesehenen Bürger von Freiburg, Hans Ulrich von Dattenried, konnte man mit Mühe noch das Leben retten, um ihn gegen den angesehenen Berner, Iffo von Bollingen, auszuwechseln.

Einen Monat später, am 7. Mai, erschienen die Berner und Solothurner mit allerhand Belagerungszeug nach damaliger Art wohl gerüstet vor Nidau, dessen festes Schloß namentlich eine längere Belagerung erwarten ließ. Die Besatzung befehligte der tapfere französische Ritter Johannes du Rosay (sprich dü Roseh), unter welchem noch mehrere vom Adel sowohl aus der Heimath des Anführers als aus der französischen Schweiz kämpften. Die Berner und Solothurner nötheten

die Stadt weidlich mit ihren Bollern und Mauerbrechern. Die Besatzung hielt sich noch einige Zeit in der Stadt; sie scheint aber ein Einverständniß der Bewohner von Nidau mit den Bernern vermuthet zu haben, da jene wahrscheinlich des durch die Belagerung erlittenen Schadens müde waren, so wie wohl früher schon des Uebermuthes der frechen Söldnerschaar, vor der weder Freund noch Feind sicher war. Der Befehlshaber ließ selbst die Stadt anstecken und zog sich in die durch einen breiten Graben geschützte Burg zurück. Ein Sturm, welchen die Berner auf die Feste wagte, brachte ihnen nicht unbedeutenden Verlust bei geringem Erfolg. In dem Schlosse ward aber bald Mangel an Lebensmitteln verspürt, man hatte bereits einige Pferde verzehrt und die fremden Söldner mochten eben nicht große Lust fühlen, das warnende Schicksal ihrer Kriegsgefährten zu Büren zu theilen. Man fieng an zu unterhandeln, die Berner, ebenfalls froh das feste Schloß bald ohne weitern Verlust zu gewinnen, bewilligten einen Waffenstillstand von sechs Wochen, nach welchem die Feste übergeben werden sollte, wenn inzwischen kein Entsatz den Belagerten zu Theil geworden wäre. Die Belagerer genossen nun die Erleichterung, daß sie je aue vierzehn Tage einen Theil ihrer Leute nach Hause entlassen konnten. Als nun die Zeit des Stillstandes verflossen und kein Entsatz gekommen war, zogen die Belagerten mit Waffen und Pferden aus und die Berner mit ihren Helfern gewannen nach einer Belagerung von sieben Wochen und drei Tagen ohne weitern Verlust die Feste Nidau, wo sie verschiedene Panner und Fähnlein erbeuteten. Bern setzte den ersten Vogt dahin, den redlichen Peter Balmer. Aber noch eine andere Beute hatten die Berner gemacht. Zwei vornehme geistliche Herren aus Portugal waren, auf ihrer Heimreise von Rom begriffen, zwischen Solothurn und Biel auf öffentlicher Straße mit ihren beiden Dienern von der Räuberbesatzung in Nidau überfallen, geplündert, ihrer besten Kleider beraubt und nach Nidau geschleppt worden, wo sie in einem Thurme eingesperrt, in Hoffnung, ein reiches Lösegeld von ihnen zu erpressen, längere Zeit in Gefangenschaft gehalten wurden. Es waren die beiden Gefangenen der Bischoff von Lissabon (der Hauptstadt des Königreichs Portugal) und der Prior (Vorsteher) eines Klosters, Namens Alcaçoba (sprich Alkassowa), im gleichen Königreiche: angesehene Männer ihres Landes. Diese Beiden aller ihrer Kostbarkeiten, ja ihrer ganzen Habe beraubt, wurden nun bei der Einnahme der Feste Nidau, nach ziemlich langer harter Gefangenschaft auf freundliche Weise befreit (s. die Abbildung) und nach Bern gebracht, wo man sie sorgfältig pflegte, sie anständig kleidete und mit allem versah, dessen sie bedurften. Als sie sich von dem erlittenen Ungemach erholt, verschaffte man ihnen Pferde zu ihrer Heimreise, so wie man sie auch mit einem ansehnlichen Reisegeld versah. Man rechnete die ganze Summe, welche für sie aufgewendet worden war, auf dreihundert Dukaten, eine sehr beträchtliche Summe in damaliger Zeit; und um so ehrenwerther erscheint das Benehmen der Berner, da sie, wie wir oben erzählt haben, immer noch unter einer sehr drückenden Schuldenlast seufzten, hatte ja doch jeder Berner vom Pfunde sechs Pfenninge oder den vierzigsten Theil seines Vermögens beizusteuern. Doch wo es wahres, großes, unverschuldetes Unglück giebt, hat man zu Bern und wohl auch anderwärts in der Eidgenossenschaft immer milde Herzen und offene Hände gefunden. Die hoch erfreuten befreiten Geistlichen dankten gerührt für die ächt schweizerische herzliche Gastfreundschaft, verhießen in guten Treuen das Geliehene wieder zu erstatten und denen von Bern überdieß für ihre gehabten Unkosten ein schönes Geschenk zu übersenden. Und nicht lange hernach sandten sie den Bernern nicht nur die dreihundert Dukaten, welche jene für sie im Ganzen ausgelegt hatten, sondern überdieß als Dank für ihre Befreiung ein schönes Geschenk von tausend Dukaten, für den edeln Geber gleich ehrenwerth wie für den Empfänger. Merke! Der Bote wüßte dir Vieles zu erzählen, lieber Leser, wie in frühern und neuern Zeiten nicht nur viele Einzelne aus fast allen Nationen Europa's Schutz und Aufnahme in der Schweiz gefunden haben, sondern auch gar nicht so selten Hunderten, ja Tausenden unschuldig Verfolgter Trost und Hülfe bei uns zu Theil geworden ist. Der Bote könnte dir erzählen, wie mehr als einmal kürzere oder längere Zeit nach dem Verfolgten, der hier

Gastfreundschaft der alten Berner.

Schutz und Obdach erhalten, hinwieder auch seine Verfolger selbst oder doch deren Enkel froh waren hier ein schützendes Obdach zu finden. So ist's auch recht, die Schweiz zwischen drei großen Ländern gelegen, ist zu klein und zu schwach, um sich in die Wirren großer Völker einzumischen, wobei der Schwächere immer schlecht wegkömmt, aber doch groß genug, um Meister im eignen Hause zu bleiben und nicht nach fremder Pfeife zu tanzen sei es nun, daß sie Einer feiner oder gröber bläst. Möge die Schweiz immer so stark und kräftig und einig sein, unschuldig verfolgten Fremdlingen, weß Landes oder Glaubens sie sein mögen, eine sichere Freistätte zu gewähren, so lange sie sich ruhig verhalten und sich weder in unsere noch in fremde Angelegenheiten mischen wollen. Merke aber auch noch das, wie jene von den Bernern so freundlich behandelten Fremdlinge gehandelt haben. Die sprachen nicht verächtlich von der Schweiz, nachdem sie bei den Schweizern gastliche Aufnahme gefunden hatten; die sprachen nicht frech und höhnend über ein Land ab, zum Danke, daß für sie mehr gethan worden, als oft für die eigenen Kinder; die mischten sich nicht übermüthig in Dinge, die sie nichts angiengen; nein, die waren dankbar, wie in ältern und neuern Zeiten gar Mancher der bei uns gastliche Aufnahme gefunden hatte, das neue Schweizer-Vaterland lieb gewonnen, ihm treu und ehrlich angehangen und oft wesentliche Dienste geleistet hat: vom Berner-Schulmeister, Doctor und Geschichtschreiber Anshelm bis auf Vater Zschokke herab.

Der rechte Soldat.

Gottesfurcht ist wohl für Jeden gut;
Sie stärkt auch des Soldaten Muth.
Sie giebt zum Erdulden ihm die Kraft;
Ein unerschrocken Herz sie schafft;
Und schmerzen bitter böse Wunden,
So hat in ihr er Trost gefunden.

Es muß der Krieger tapfer sein,
Nicht Müh' und nicht Gefahren scheu'n.
Er gehet auf ein schweres Ziel
Rasch los, und kümmert sich nicht viel;
Und sollten auch die Kugeln sausen,
Und mag die Schlacht wie Fluthen brausen,
Er feste wie ein Felsen steht,
Ob Grabesluft auch um ihn weht.

Doch der Soldat muß edel sein
Und sanft, kehrt er beim Bürger ein.
Ist mäßig, stets gerecht und frei
Von Rauben, Plündern, Büberei;
Ist menschenfreundlich selbst im Sieg,
Nicht mit den Schwachen führt er Krieg.
Was nützt ihm eine schöne Beute
Trägt sie den Fluch der armen Leute.

Rezepte.

Wenn du Kopfweh hast, so reibe dir den Kopf und Rücken mit Schießpulver und Kirschwasser ein, und zünde es an, wenn's trocken geworden ist, so wirst du dein Kopfweh lange Zeit nicht mehr fühlen. — Der lange Schneider im Bockgäßli hat's probirt; er war sehr oft vom Kopfweh geplagt, und hat's allen Leuten zwanzigmal geklagt, und hat geächzt und gestöhnt, daß man aus Mitleid hätte davon laufen mögen. Und es muß geholfen haben; zwar trägt er seither immer eine weiße Baumwollenkappe, die er bis auf die Augen herabzieht, und geht etwas gebückt einher; allein er klagt nie mehr über Kopfweh, und fragt man: wie geht's, Meister Fingerhut, schmerzt der Kopf noch immer? so macht er ein Gesicht, als wenn er einen lebendig aufspeisen wollte und nimmt den Reißaus

Wenn du Zahnweh hast, so nimm kaltes Wasser in den Mund und setze dich hübsch auf ein Gefäß mit glühenden Kohlen. Da bleib still sitzen, bis das Wasser im Munde zu köcherlen anfängt; so ist dein Zahnweh fort, es mag noch so heftig gewesen sein. Hans Jöggels Anne Bäbi wollte es probieren,

als es gerade vor der Fleglete so schrecklich Zahnweh hatte. Aber da wußte es nicht recht wie machen. Der Kittel reute ihn's, denn es fürchtete ein Loch darein zu brennen, und es ohne den Kittel zu probieren gefiel ihm auch nicht recht. Da schwur es über den chäppelers Hinkenden Boten, der den Leuten solche Rezepte gebe.

Glaubst's nicht, so versuch es halt;
Macht's nicht warm, so macht es kalt.
Hilfts dir nicht, so lehrt's dich was,
Und du frägst: was ist denn das?
Lehrt's dich doch in kurzer Frist,
Daß du, Narr, ein Esel bist.

Räthsel.

Welche Schlange ist nicht auf Erden und geht doch in die Erde? sie ist nicht giftig und tödtet doch alles, was sie berührt? sie ist stumm, und stürzt doch mit furchtbarem Gebrüll auf ihren Raub los!

Der Blitz.

Wer steckt bis über die Ohren in Schulden?

Der einen unbeladenen Hut trägt.

Bescheiden mit Einem fährt auf und ab,
Wer seinen Kreuzer sucht im Trab.
Mit Zweien fährt der Junker stolz,
Mit Dreien kömmt der Bauer aus dem Holz';
Mit Vieren der Engländer rasch kutschirt,
Den König sein Kutscher mit Sechsen führt.
Nun hast du die Kunst so hoch getrieben,
Daß du mir kannst sagen, wer fährt denn mit Sieben?

Der Siebmacher.

Geburt und Tod.

Als du geboren wardst, da weintest du,
Doch Alle, die dich sahen, freuten sich.
O lebe so, daß, wenn du stirbst, sie weinen,
Und deine Seele sich dann möge freu'n.

„Thu immer was du thust o Mensch!
Stets mit Besonnenheit und denk' an's Ende."
Die Tage die dir werden, mußt du zählen;
Die köstlichen — bald schwinden sie. — Verschwende
Nicht diesen Schatz, du würdest es bereuen.
Oft richte aufwärts deinen Blick auf Den
Der mächtig Zeit und Ewigkeit regiert,
Und durch die Zeit zur Ewigkeit dich führt.

Der Vater an der Wiege seines Knaben.

Mys Büebeli! — G'segott di Schlaf,
Du wachsist und wirst groß und brav.
U bist de das, so hest de gnue,
U bruchst nit ebe meh derzue.

Es isch so menge ryche Ma
Mit all sym Geld so übel dra!
Er gäb sy besti Chue derfür
Wär's ihm um d's Herz wie dir u mir.

Jä! Wer keis rüewigs G'wüsse het,
Schlaft nüt im beste Federbett.
Sys G'wüsse ist e Bölima
Vor dem er nie ertrünne cha.

Drum Büebeli, wird groß u guet;
Gott geb dir d's Aettis früsche Muth
U d's Müetis Herz u Tuget i,
So geit's der wohl. Es blybt derbi!